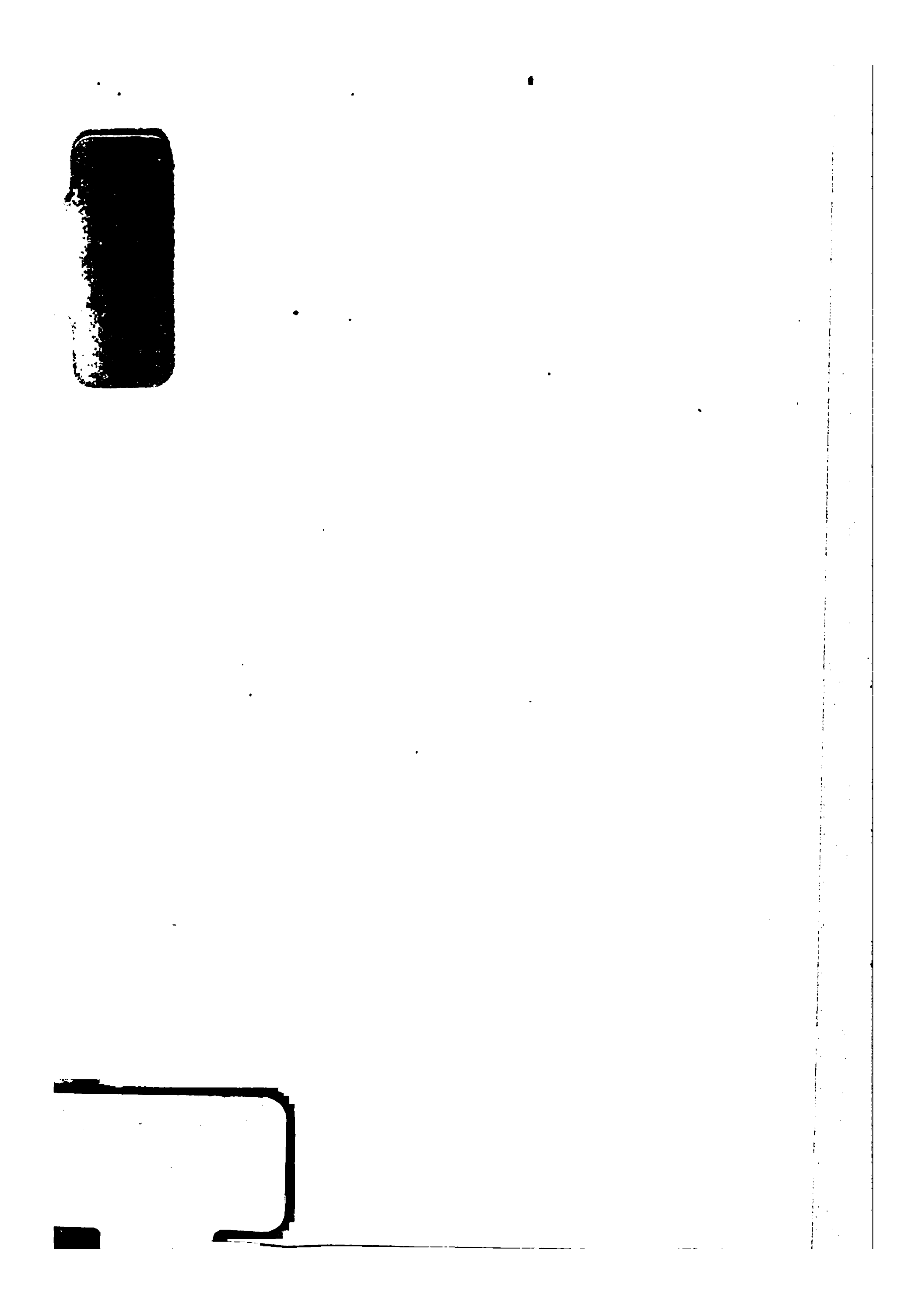
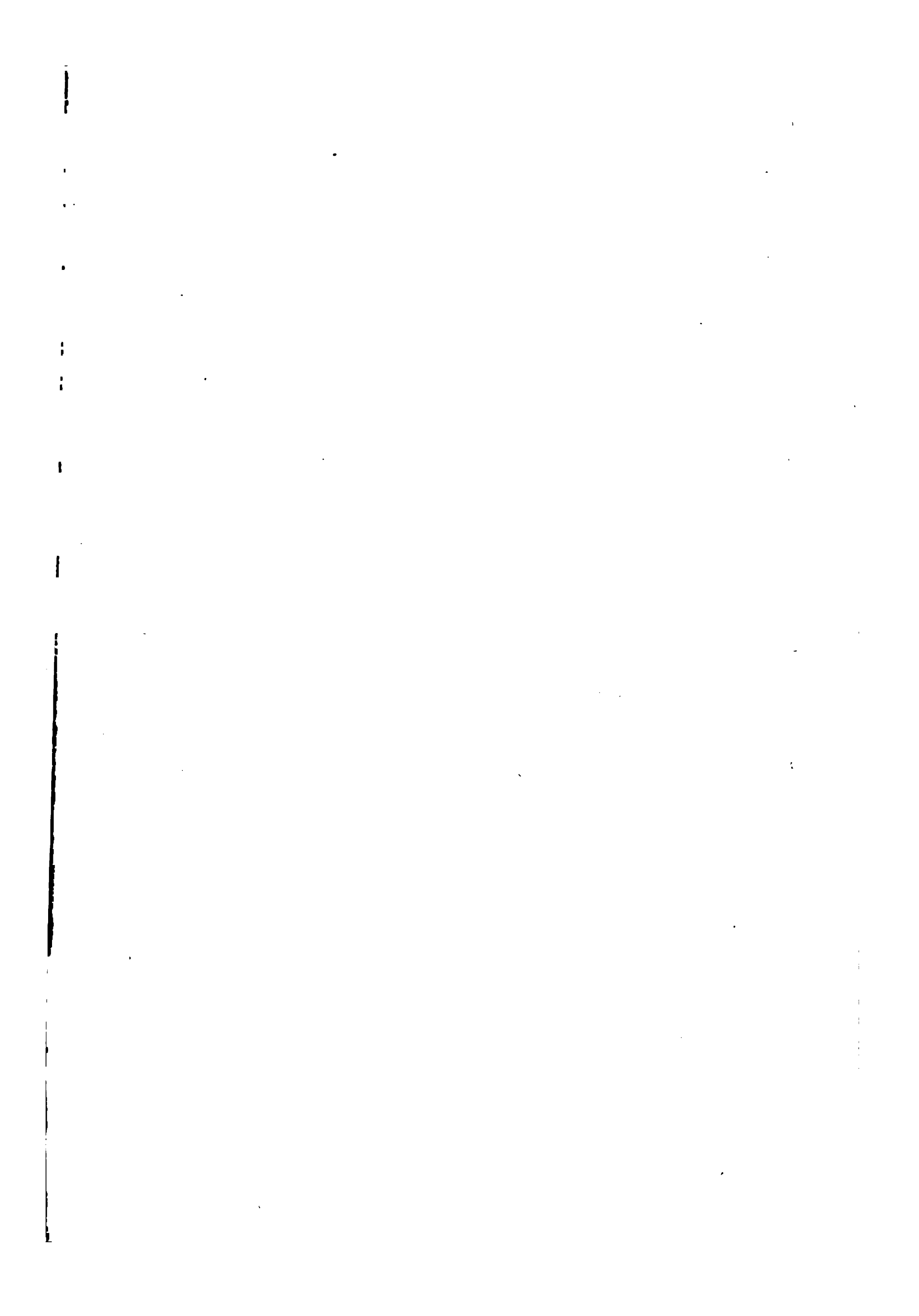




Dem Quartaner Paul Lichtenstein
am 100. Todestage Schillers überwiesen.
Neuwied den 9. Mai 1905.







Fr. Schiller.
Zeichnung von Ferdinand Jagemann.

Schiller-Büchlein

für Schule und Haus

von

Prof. Dr. Ernst Müller

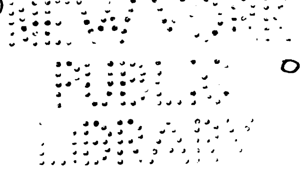
in Stuttgart



Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage
Dem Andenken an Schillers 100. Todestag,
den 9. Mai 1905, gewidmet

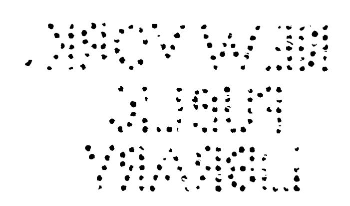
Mit 40 Abbildungen und zwei Handschriftfaksimiles
Preis, gebunden 1 M = 1 K 20 h

Zweiter Abdruck.
(11. bis 15. Tausend.)



1905

Leipzig — G. Freytag
Wien — F. Tempsky



Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Vorwort.

Die erste Auflage meines „Schiller-Büchleins" (1901) ist von dem Publikum wie von der Kritik sehr wohlwollend aufgenommen worden. In den pädagogischen Zeitschriften und Zeitungen insbesondere fand die Schrift die freundlichste Anerkennung. Alle diese Besprechungen habe ich, soweit sie mir zu Gesicht kamen, dankbar für die neue Auflage benützt. In dieser ist die alte Anordnung und Einrichtung beibehalten.

Der erste biographische Teil ist wesentlich erweitert worden. Einen Abschnitt „Schiller im praktischen Leben" habe ich neu hinzugefügt. Außerdem ist das Illustrationsmaterial etwa um das Dreifache vermehrt worden. Unter den neuen Bildern sind verschiedene, die zum erstenmal in einem Schiller-Buch veröffentlicht werden (Seite 1, 64). Einige davon (Seite 40, 41, 76) verdanke ich Frau Anna Lanz, geb. Locher, in Mannheim, der Nichte der Frau Oberförster Freifrau von Schiller. Auch einige handschriftliche Notizen aus dem in ihrem Besitz befindlichen Nachlaß von Schillers Sohn Karl konnte ich verwenden. Ich spreche Frau Lanz, die mir schon für mein Buch „Schiller. Intimes aus seinem Leben" (1905) wertvolles Illustrationsmaterial überlassen hat, hiemit auch öffentlich meinen besten Dank aus. Ebenso danke ich Schillers Urgroßnichte, Frau Amalie Kießling in Möckmühl, für das Bild Luise Schillers (Seite 56), das schon die erste Auflage schmückte; ferner dem Herrn Geh. Hofrat Güntter in Stuttgart für die Überlassung von einem Dutzend Bildern aus dem Marbacher Schiller-Museum zur Nachbildung; desgleichen dem Vorstand der Königl. Landesbibliothek in Stuttgart, Herrn Oberstudienrat Dr. v. Steiff für das Faksimile aus der Rueschen Wallenstein-Handschrift; endlich Herrn Ernst Wanner in Stuttgart für die Gerlinger Bilder (Seite 64).

Und so möge denn das Büchlein, das zugleich auch dem Andenken an den hundertsten Todestag unseres Nationaldichters dienen möchte, in seinem neuen Gewande viele neue Freunde gewinnen!

Stuttgart, 22. März 1905.

Dr. Ernst Müller.



Geburtshaus von Schillers Vater in Bittenfeld bei Waiblingen.

I. Teil.

Biographisches.

1. Kapitel.

Kindheit.

Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 geboren und am 11. nach evangelischem Ritus getauft. Sein Geburtsort ist das kleine württembergische Oberamtsstädtchen Marbach (etwa 2500 Einwohner), am Neckar freundlich gelegen.

Sein Vater Johann Kaspar Schiller stammte aus dem Dorfe Bittenfeld, zwei Stunden von Marbach entfernt. Er ward anfangs „Bader", das heißt Barbier und Wundarzt, gab dann aber sein

Gewerbe auf, wurde Soldat und machte den Siebenjährigen Krieg mit. Ein Jahr vor seines Sohnes Geburt wurde er Leutnant und zwei Jahre nachher Hauptmann. Er war ein streng rechtlicher Charakter, von tiefer Religiosität, liebevoll gegen die Seinen, wenn auch bisweilen hitzig und auffahrend. Er arbeitete unablässig an seiner Weiterbildung.

Die Mutter, des Bäckers und Löwenwirts Kodweiß Tochter in Marbach, war eine sanfte Frau von gleich religiösem Sinn wie der Vater. Sie gewöhnte ihren Sohn an strenge Religiosität; sie machte ihn auch, sobald er dafür Verständnis zeigte, mit den geistlichen Liederdichtern Uz und Paul Gerhard bekannt.

Das Geburtshaus des Dichters, das heutige „Schiller-Haus“, ist seit dem Jahre 1859, seinem hundertsten Geburtstag, Eigentum der Stadt Marbach. In diesem bewohnte seine Mutter mit ihm und seiner Schwester Christophine ein einziges Zimmer, das ihnen als Wohn- und Schlafzimmer diente. Sie konnten sich damit begnügen,



Marbach am Neckar.



Schillers Geburtshaus in Marbach. (Nach einer Photographie.)

da der Vater häufig in seiner Garnison oder in Kriegsdiensten abwesend war. Zudem wohnten die Großeltern Kodweiß in nächster Nähe. Nicht weniger als fünfmal wechselte der Vater in kurzer Zeit seine Garnison. Er war in Vaihingen an der Enz, in Urach, Cannstatt, Ludwigsburg und Stuttgart. Nur in Cannstatt und Ludwigsburg

hatte er seine Familie mit sich. So war ihr Leben ziemlich unstet. Erst vom Jahre 1763 an wurde die Familie dauernd verbunden. Da wurde nämlich J. Kaspar Schiller als Werbeoffizier nach Schwäbisch-Gmünd kommandiert. Auf seine Bitte durfte er aber in dem nahe gelegenen Lorch seinen Wohnsitz aufschlagen. Das stattliche Dorf, heute ein vielbesuchter Luftkurort, liegt im schönen Remstale, rings umgeben von prächtigen Wäldern. In nächster Nähe befindet sich das einstige Benediktinerkloster Lorch, die Ruhestätte so mancher schwäbischer Kaiser. Etwas weiter entfernt steht die Wiege dieser Kaiser, das Wäscher Schlößle bei Wäschenbeuern. Und auch der Hohenstaufen, der Stammsitz derselben Kaiser, ist nicht allzufern. So war Lorch durch Geschichte und Natur dazu angetan, „die Seele nachdenklich, ernst und feierlich zu stimmen".

In Lorch besuchte Schiller zuerst die Schule, und zwar, wie nicht anders möglich, die Volksschule. Daneben erhielt er von dem Ortsgeistlichen, Pfarrer Moser, zugleich mit dessen Sohn besonderen Unterricht im Lateinischen. Der junge Schiller verehrte Moser sehr. Er setzte ihm später in dem Pastor Moser seiner „Räuber" ein besonderes Ehrendenkmal. Das ehrwürdige Vorbild Mosers rief in dem Knaben zuerst die Neigung zum geistlichen Stande wach. Seine um zwei Jahre ältere Schwester Christophine erzählt uns darüber: „Oft stieg er auf einen Stuhl und fing an zu predigen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich so bald nicht wieder sehen. Diese kindischen Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn. Er reihte einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, passend zusammen und trug sie mit Nachdruck vor; auch hatte er sich aus den Predigten des Pfarrers gemerkt, daß diese eine Einteilung haben müssen, und er gab seinen kindlichen Vorträgen immer diese gehörige Form." Dieses Treiben ihres Sohnes erfüllte die Eltern mit inniger Freude und Hoffnung, sie bestärkten ihn in seiner Neigung und sahen ihn im Geiste schon auf einer schwäbischen Kanzel wirken.

Trotz allen Lerneifers kam es jedoch bisweilen vor, daß der junge Schüler sich durch einen schönen Sommermorgen verleiten

ließ, mit seiner Christophine statt in die Schule heimlich in die nahen Wälder zu gehen. Kam dieses Schulschwänzen ans Licht, so mußte die gute Mutter aushelfen; im Notfall ließen sich beide, wenn eine Verheimlichung nicht möglich war, lieber von ihr freiwillig züchtigen, um der härteren Bestrafung durch den Vater zu entgehen. Aber niemals suchten sie sich durch Lügen zu helfen, viel lieber erlitten sie die verdiente Strafe. So bannte einmal eine Nachbarin den kleinen Fritz auf dem Weg zur Schule durch ein Lieblingsgericht, einen Brei von türkischem Weizen, fest. Der Vater kommt zufällig zu dem Nachbar, um ihm etwas aus der Zeitung vorzulesen, und geht, ohne seinen Sohn zu bemerken, an der Küche vorüber. Der eingeschüchterte Knabe verrät sich in seiner Angst selbst; mit dem Schrei: „Ich will's gewiß nie wieder tun, nie wieder!" läuft er nach Hause und reicht der ahnungslosen Mutter selbst den Stock und den Rücken zur Züchtigung dar.

Der Aufenthalt in Lorch dauerte nur drei Jahre. Am 24. Dezember 1766 siedelte die Familie, die um eine Tochter, Luise (geboren 23. Januar 1766), vermehrt worden war, wiederum nach Ludwigsburg über. Vater Schiller hatte seine Zurückberufung in die Garnison verlangt, da er nichts mehr zu — leben hatte. In den letzten zwei Jahren hatte er nämlich, da die Kriegskasse des Herzogs Karl schlecht bestellt war, keinen Kreuzer Gehalt bekommen und mußte zudem noch zwei Unteroffiziere, die ihm beigegeben waren, unterhalten. Jetzt hätte er, da sein eigenes Vermögen erschöpft war, Schulden machen müssen, und dazu hatte er keine Lust. So mußte man ihn in seine Garnison zurückberufen, da man ihn in Lorch nicht bezahlen konnte. Volle neun Jahre vergingen noch, ehe seine rückständigen Forderungen, die gegen 3400 Gulden betrugen, beglichen waren.





Ludwigsburg.

2. Kapitel.

In Ludwigsburg.

Ludwigsburg, damals die Residenz des auf Stuttgart zürnenden Herzogs Karl, zählte in jener Zeit etwa 10000 Einwohner. Den Glanz und die Pracht der neu verschönerten und vergrößerten Stadt hat Justinus Kerner in seinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" reizend geschildert.

Für die nächsten neun Jahre bildete nun Ludwigsburg den Aufenthaltsort der Schillerschen Familie. Ein stärkerer Gegensatz zu dem ländlich einfachen Lorch ließ sich kaum denken. Allein der Wechsel war für Schiller in vielen Beziehungen sehr günstig; vor allem für seine Studien. Hier war eine Lateinschule (das jetzige Gymnasium). Diese besuchte nun der junge Fritz, um sich für das sogenannte (noch heute bestehende) Landexamen vorzubereiten, das den Eintritt in eines der niederen Seminare (entsprechend den Obergymnasien) eröffnete, in welchen die künftigen Gottesgelehrten auf Staatskosten

für die Universität vorbereitet wurden. Vier Jahre nacheinander hatte er diese Prüfung abzulegen, zum erstenmal im Jahre 1769. Die Ergebnisse ließen das Beste von ihm hoffen.

Unter seinen Mitschülern war ihm der Hauptmannssohn Fr. W. von Hoven, der mit ihm gleichaltrig war, einer der liebsten. Er wohnte mit ihm längere Zeit in einem und demselben Hause der Cottaschen Buchdruckerei. Ihre in früher Jugend geschlossene Freundschaft hatte das ganze Leben hindurch Bestand.

Aus der Schulzeit Schillers sind uns nur wenige besondere Züge überliefert. Eines aber wissen wir bestimmt, daß schon damals seine Neigung zur Poesie hervortrat. Er verfertigte z. B. mit großer Virtuosität ungezählte Hexameter, so daß es seinem Lehrer Jahn zu viel wurde. Auch lateinische Begrüßungsgedichte rc. hat er im Namen seiner Mitschüler verfaßt. Von seiner poetischen Empfänglichkeit zeugt folgendes Ereignis. Einst mußte er nach einer noch heute in den schwäbischen Dörfern bestehenden Sitte zugleich mit seinem Schulkameraden Elwert öffentlich in der Kirche den Katechismus „aufsagen". Nach glücklich vollbrachter Aufgabe bekam jeder von ihnen zur Belohnung zwei Kreuzer. Mit dem Gelde in der Tasche machten sie einen Spaziergang. Sie wanderten nach dem eine Stunde entfernten Schloß Harteneck am Neckar bei Neckarweihingen. Dort wollten sie sich saure „gestandene" Milch schmecken lassen. Aber die war nicht zu haben. Da gehen sie nach Neckarweihingen. Hier erhalten sie für einen Kreuzer die gewünschte Milch, die ihnen in sauberer Schüssel mit silbernem Löffel vorgesetzt wird. Und obendrein können sie sich jetzt noch für den andern Kreuzer Johannisbeeren kaufen. Welch eine Freude! Auf dem Heimwege läßt sich der junge Schiller durch den Anblick der beiden Orte von der Höhe aus zu begeisterten Worten hinreißen. Den einen Ort, der sie gelabt, trifft sein voller Segen, über den andern, der ihnen die Erquickung versagt, spricht er den Fluch.

Über Neckarweihingen führte Schiller oft der Weg, wenn er seine Großeltern in Marbach besuchte. Von einer solchen Wanderung dahin erzählt uns seine Schwester Christophine: „Einst, da wir als Kinder mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner

Ostermontag, und die Mutter teilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emaus Jesus zugesellt hatte. Ihre Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor!" Dieser Besuch fällt vermutlich in die Zeit des ersten Ludwigsburger Aufenthalts.

In Ludwigsburg lernte Schiller zuerst das Theater kennen. Sein Vater hatte nämlich als herzoglicher Offizier mit seiner Familie freien Zutritt dazu. Der Eindruck auf Schiller, den geborenen Dramatiker, war mächtig und reizte ihn zur Nachahmung. Er führte selbsterfundene Szenen mit Papierfiguren auf und schrieb in seinem 13. Jahr sein erstes, allerdings nicht mehr erhaltenes Trauerspiel „Die Christen".

In demselben Jahre (1772) wurde er konfirmiert. Am Tage vor seiner Konfirmation verfaßte er sein erstes deutsches Gedicht, das seinen Gefühlen für diese Feier Ausdruck gab. Es wurde hervorgerufen durch eine tadelnde Bemerkung der Mutter, die ihren Sohn uneingedenk der bevorstehenden heiligen Handlung auf der Straße herumschlendern sah. Leider ist das Gedicht verloren gegangen. Man versäumte damals, es sorgfältig aufzubewahren.

Auch ein Drama „Absalon" ist aus jener Frühzeit Schillers dem Titel nach bekannt geworden.

Doch dieses glückliche, fröhliche Jugendleben im Elternhause sollte bald für immer gestört werden. Der Herzog Karl griff unerwartet in das Schicksal des jungen Menschen ein. Er hatte nach seiner Sturm- und Drangperiode sein Interesse der Erziehung zugewendet und im Jahre 1770 auf der Solitude ein Militärwaisenhaus gegründet. Für dieses im Jahre 1771 zur militärischen Pflanzschule erweiterte Institut suchte er die besten Schüler seines Landes zu bekommen. Zu diesen zählte auch Friedrich Schiller. Es erging daher an dessen Vater die Aufforderung, seinen Sohn der herzoglichen Anstalt zu übergeben. Der Vater zögerte trotz der verlockenden Aussichten, da sein Sohn die theologische Laufbahn einschlagen wollte; endlich aber mußte er als Offizier dem dreimal wiederholten Verlangen seines Herzogs nachgeben. So kam Schiller am 17. Januar 1773 auf die Solitude.

Bei seinem Eintritt stellte ihm der untersuchende Arzt Dr. Storr folgendes Zeugnis aus: „Joh. Chr. Fr. Schiller, aus Marbach gebürtig, alt 13 Jahre, hat sich bei vorgenommener Untersuchung seiner Leibesbeschaffenheit mit einem ausgebrochenen Kopf* und etwas verfrörten Füßen behaftet, sonst aber gesund befunden." Auch eine Liste „derjenigen Kleidungsstücke, welche der Eleve Schiller mitgebracht", hat sich erhalten. Er besaß darnach: „ein blaues Röcklen nebst Camisol ohne Ermel, 1 Paar Gehosen, 2 Manchet-Hemden, 4 par leinene Strümpf, 1 p. Schuh, 1 p. Stiefel, 1 ord. Hut, Geld: 43 Kreuzer, 15 Stück unterschiedliche lateinische Bücher." Über das Wichtigste, seine Kenntnisse, hatte Professor Jahn schon am 10. Januar also geurteilt: „J. Chr. Fr. Schiller, konfirmiert, übersetzt die in den Trivialschulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechische Neue Testament mit ziemlicher Fertigkeit; hat einen guten Anfang in der lateinischen Poesie; die Handschrift ist sehr mittelmäßig."

Für die kostenlose Erziehung, die auf der Militärakademie gewährt wurde, sollte sich Schiller später ganz dem Dienst des Herzogs widmen und ohne besondere Erlaubnis nicht aus demselben treten. An seiner Stelle mußten sich im Jahre 1774 die Eltern in einem besonderen Revers ausdrücklich dazu verpflichten.



* Wie es scheint, eine Kopfhautentzündung (Ekzem).



3. Kapitel.

Auf der Militärakademie.

Das noch heute bestehende Schloß Solitude, ringsum von Wald umgeben, zwei Stunden von Stuttgart entfernt, hatte Herzog Karl erbauen lassen, um, „vom Getümmel und den Täuschungen der Welt sich erholend, Stunden der Muße und der Zurückgezogenheit verleben zu können". Es ist ein Prachtgebäude im Rokokostil, massiv erbaut; in seiner Grundform bildet es „ein Oval mit zwei zu beiden Seiten sich anschließenden Pavillons. Um das Ganze läuft ein Arkadenbau, auf dem eine breite Galerie ruht, zu welcher zwei geschweifte Freitreppen führen". Hinter dem Schloß erhebt sich der Kavalierbau und das Operntheater, Gebäude, die heute wirtschaftlichen Zwecken dienen. Im weiteren Umkreis standen sodann die verschiedenen Akademiegebäude.

Mit dem Eintritt in die Pflanzschule — seit dem 11. März 1773 zur Militärakademie erweitert* — hatte der junge Schiller zuerst den Ernst des Lebens schwer zu empfinden. Er war jetzt nach den Gesetzen des Instituts ganz abgeschieden vom Vaterhaus. Volle

* Zur Universität unter dem Namen „Karls-Hohe-Schule" wurde die Akademie erst am 22. Dezember 1781, nach Schillers Austritt, erhoben. Schiller war also, im strengsten Sinne des Wortes genommen, nie „Karlsschüler".

sieben Jahre, bis zu seinem Austritt aus der Anstalt, mußte er es meiden. Die Eltern kamen wohl nur selten in die Akademie, und seine Schwestern höchst wahrscheinlich gar nicht, da für das weibliche Geschlecht der Eintritt in die Akademie sehr beschränkt war. Schiller sagte später darüber: „Die Tore der Akademie öffneten sich Frauenzimmern nur, ehe sie anfingen interessant zu werden und wenn sie aufgehört hatten, es zu sein."

Die militärische Zucht hemmte jede freie Tätigkeit. Das Leben in der Akademie war peinlich genau geregelt. Von 7—11 Uhr und von 2—6 Uhr dauerte der Unterricht — Ferien gab es zu Schillers Zeit überhaupt nicht — abwechselnd mit Leibesübungen. Dabei durfte ein gewöhnliches Hauskleid getragen werden. Zum Essen aber, zum Spazierengehen und zum Kirchgang u. a. mußte Uniform angelegt werden. Sie bestand aus einem stahlblauen Rock mit schwarzen Aufschlägen und Kragen, silbernen Achselschnüren und versilberten Knöpfen, weißen Hosen und weißer Weste; ferner weiße Strümpfe mit Schnallenschuhen, beziehungsweise Stiefeln (im Winter). Dazu ein zweispitziger, schwarzer Hut, falscher Zopf im Nacken und Locken an den Schläfen.

In dieser Tracht marschierten sie, nach einer sorgfältigen Musterung im „Rangiersaal", zum Essen, falteten auf Kommando die Hände zum Gebet und setzten sich ebenso nieder zu ihrer Mahlzeit.

Die bürgerlichen Zöglinge, Eleven, waren von den adeligen, den Kavaliers, geschieden, welch letztere manche besondere Vorteile genossen.

Alle Strafen wurden von dem Herzog allein bestimmt. Das Vergehen wurde zu dem Zweck von dem Lehrer auf einem Billett (Strafbillett) notiert, welches der betreffende Zögling offen im Knopfloch tragen mußte, so daß es der Herzog bei der Parade sehen konnte.

Die hervorragendsten Schüler — Eleven wie Kavaliers — erhielten am Stiftungstage der Akademie (14. Dezember) bei der öffentlichen Preisverteilung goldene Medaillen. Durch vier solcher Preise wurde der kleine akademische Orden und die Ehre eines Chevaliers erworben. Wer acht Preise bei einer Preisverteilung erhielt, wurde Grand-Chevalier. Alle Chevaliers hatten den Vorzug besserer Wohnung und besserer Kost.

Schiller hatte nach seinem Eintritt in die Anstalt zunächst den gewöhnlichen Unterricht, wie er ihn in der Lateinschule empfangen hatte, fortzusetzen. Trotz vielen Unwohlseins lernte er eifrig, so daß er schon bei der ersten Preisverteilung, die er mitmachte, am 14. Dezember 1773, einen Preis im Griechischen davontrug. Freilich acht Tage nachher erhielt er — zwölf Stockstreiche, weil er sich, offenbar aus Hunger, Wecken auf Borg hatte kommen lassen! Das war ein bitterer Tropfen in die Freude des eben Prämiierten! Im folgenden Jahre (1774) begann er sein eigentliches Fachstudium, die Rechtsgelehrsamkeit. Doch machte er darin infolge seiner Kränklichkeit nur geringe Fortschritte, zumal da ihn der Stoff wenig anzog. Viel mehr Freude bereitete ihm die Lektüre deutscher Dichter: Haller, Klopstock, Lessing, Gerstenberg (Ugolino), Goethe. Von seiner großen Begeisterung für die Poesie zeugt noch besonders der Umstand, daß er mit drei gleichgesinnten Freunden, Scharffenstein, Hoven und Petersen, einen geheimen Dichterbund stiftete im scharfen Gegensatz zu den Gesetzen des Instituts, „welche die Neigung zur Poesie beleidigte".

Trotzdem aber erklärte er damals noch in einer Schilderung von sich und seiner Abteilung, die er auf des Herzogs Befehl, ebenso wie die anderen Zöglinge auch, einzureichen hatte, daß er sich weit glücklicher fühlen würde, wenn er als Gottesgelehrter seinem Vaterlande dienen könnte. So sehr war ihm diese Idee in Fleisch und Blut übergegangen.

Das folgende Jahr brachte zwei wichtige Veränderungen für Schiller. Am 18. November wurde die Akademie, wegen Anwachsens und der damit verbundenen schwierigeren Verpflegung auf der Solitude, nach Stuttgart verlegt, und am 5. Dezember kam der Hauptmann Schiller als Inspektor der herzoglichen Gärten auf die Solitude, die kurz vorher der Sohn verlassen hatte. Wahrlich eine schmerzliche Empfindung für beide; jetzt, da sie einander hätten näher sein können, mußte die Akademie verlegt werden. Es lag für sie eine leise Andeutung darin, daß sie niemals mehr dauernd an einem Ort vereinigt werden sollten.

Die Verlegung der Anstalt nach Stuttgart war für die Zöglinge ein angenehmes Ereignis. Hier in der Residenz konnte ihre Überwachung und ihre Absperrung von der Außenwelt nicht mehr so

streng durchgeführt werden wie auf der Solitude. Hier war es für sie leichter, allerlei Verbotenes, Lektüre so gut wie Eßwaren, Tabak usw. einzuschmuggeln, wodurch die Jugend die Annehmlichkeiten des Lebens zu erhöhen glaubt.

Nach dem Umzug in das (noch heute bestehende) Stuttgarter Akademiegebäude wurde dem Lehrplan ein neues Fach, die Medizin, hinzugefügt. Auf eine öffentliche Anfrage des Herzogs entschloß sich Schiller mit Vergnügen zu diesem Studium. Die Jurisprudenz war ihm schon längst zuwider und deshalb auch von ihm vernachlässigt worden. Der Beruf eines Arztes dagegen deuchte ihm günstiger für die Poesie als ein juristisches Amt. Der große Schweizer Arzt Haller, der zugleich auch Dichter war, schwebte ihm als Vorbild vor. Mit allem Eifer gab er sich jetzt dem neugewählten Studium hin; aber ebenso eifrig pflegte er in der Mußezeit die Poesie. Aus dem Jahre 1776 stammt sein erstes erhaltenes deutsches Gedicht „Der Abend", das den Einfluß Klopstocks und Hallers verrät. In demselben Jahr oder vielleicht etwas später lernte er durch seinen Lehrer Abel Shakespeare kennen. Er fühlte sich von dem großen Briten anfangs ebenso angezogen wie abgestoßen.

Die Beschäftigung mit der Dichtkunst rief in Schiller ein hohes Selbstbewußtsein hervor. Er wurde ein anderer. Das linkische, schüchterne Wesen, das ihm eigen gewesen war, verschwand, und an seine Stelle trat eine Entschiedenheit und Bestimmtheit, wie er sie vorher nie besessen hatte. Das zeigte sich vor allen in dem Werk, das er 1777 begann, in seinen „Räubern". Alle seine Ideen von Freiheit und Menschenwürde sind in diesem revolutionären Drama niedergelegt. Schubarts Gefangennahme trug wohl auch dazu bei, den Ingrimm des Dichters zu schüren, um so mehr, da Schubart Schiller den Stoff zu seinen Räubern in erster Linie geliefert hatte.

Am 8. September 1777 wurde des Dichters jüngste Schwester, Nanette, geboren. Schiller hatte wohl schwerlich die Freude, sie zu sehen, solange er in der Akademie war. Denn Besuche im Elternhause waren den Zöglingen verboten, und Vakanzen gab es, wie schon erwähnt, damals noch nicht.

Die dichterische Begabung Schillers blieb auch dem Herzog nicht unbekannt. Er verwendete ihn daher in den letzten drei Jahren

seines Aufenthaltes in der Akademie als Festredner und Festdichter bei verschiedenen Gelegenheiten. Die Themen stellte der Herzog selbst. Im Jahre 1778 hatte er zuerst seinen „Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeste Ihrer Exzellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim", der Gemahlin des Herzogs, dichterischen Ausdruck zu geben, und zwar im Namen der Akademie und der »École des Demoiselles«, einer unter dem Protektorat Franziskas stehenden Erziehungsanstalt für Mädchen. Im Jahre darauf lautete sein Thema: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?" Seine dritte und letzte Rede hielt er am Geburtstag Franziskas am 10. Januar 1780. Sie handelte über „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet". In allen diesen Reden herrscht das schmeichlerische Element vor. Ob sich Schiller dessen bewußt war, oder ob er in völliger Überzeugung so sprach, ist schwer zu entscheiden. Möglich ist es immerhin, daß die Dankbarkeit gegen den „Vater" seiner „Söhne", wie sich der Herzog gern nannte, ihn bei seinen Reden leitete. Dazu kommt, daß Überschwenglichkeit eine Eigenschaft ist, die die Jugend sehr liebt.

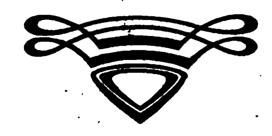
Trotz dieser öffentlichen und noch mehr privaten Nebenarbeiten versäumte er sein medizinisches Studium nicht. Von seinem Fleiß zeugt der Umstand, daß er im Jahre 1778 an einer feierlichen Disputation des Professors Consbruch über medizinische Thesen teilzunehmen hatte. Er hoffte, je fleißiger er sein würde, um so eher aus der Akademie entlassen zu werden. In dieser stillen Hoffnung schrieb er im Jahre 1779 seine erste Dissertation „Philosophie der Physiologie". Sie wurde aber nicht für druckreif erkannt wegen der darin enthaltenen heftigen Ausfälle gegen Haller. Der Herzog entschied daher, daß Schiller noch ein Jahr in der Akademie zu bleiben habe, dann werde sein Feuer noch ein wenig gedämpft und er „ein recht großes Subjektum" werden. Diese schmerzliche Entscheidung wurde ihm einigermaßen dadurch versüßt, daß er an dem Jahrestag der Akademie (14. Dezember) drei Preise in der Medizin erhielt. Ein vierter Preis, in der deutschen Sprache, in den er sich mit seinem Freund von Hoven zu teilen hatte, fiel durch das Los letzterem zu. So entging Schiller die Ehre eines Chevaliers und der kleine akademische Orden! Was ihn aber noch mehr erfreute, war,

daß dieser Preisverteilung der Herzog Karl August von Weimar und Goethe anwohnten, die auf der Rückkehr von einer Schweizer Reise die Akademie besuchten. Das „Anschauen“ Goethes, des vergötterten Lieblings der Akademisten, „erregte ihn mächtig“. Gerne hätte er sich ihm bemerklich gemacht. Auch eine andere Persönlichkeit, mit der er nachher ebenfalls in engere Beziehung treten sollte, sah er hier zum erstenmal. Es war der Intendant des Mannheimer Nationaltheaters, Freiherr Heribert von Dalberg.

Im letzten Studienjahr (1780) entwickelte Schiller eine außerordentliche, fast fieberhafte Tätigkeit. Gleich im Januar mußte er an der Gräfin Franziska Geburtstag, wie oben erwähnt, die Festrede halten. Einen Monat später mußte er an des Herzogs Geburtstag (11. Februar) bei der Aufführung von Goethes „Clavigo“ mitwirken. Ihm war die Titelrolle anvertraut; er spielte sie aber „abscheulich“, weil er sein Pathos nicht beherrschen konnte; ein Fehler, in den er nur zu leicht verfiel und gegen den er schwer anzukämpfen hatte. Zum erstenmal hatte er das Jahr vorher an dem Geburtstag der Herzogin (10. Januar 1779) in B. Haugs Festspiel „Der Preis der Tugend“ eine kleine Rolle (Bauer Görge) zu übernehmen gehabt.

Die meiste Zeit und Kraft nahm indessen, zumal im zweiten Halbjahr, die Vorbereitung auf das Examen in Anspruch. Er hatte zu dem Zweck eine wissenschaftliche Abhandlung zu liefern. Er verfaßte deren aber zwei, eine lateinisch und deutsch geschriebene »De discrimine febrium inflammatoriarum et putridarum tractatio«, „Über den Unterschied der entzündlichen und der Faulfieber“. Diese Arbeit wurde jedoch nicht für reif erachtet. Dagegen wurde die zweite Dissertation „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ des Drucks für wert gehalten. Sie erschien als erstes Werk Schillers bei Cotta. In dieser letzteren Arbeit hat Schiller eine Stelle seiner noch ungedruckten „Räuber“ zitiert, als angebliches Produkt eines englischen Dichters Krake. Man sieht daraus, wie lebhaft ihn neben seinen medizinischen Studien dieses Drama beschäftigte. Und in der Tat ist das Jahr 1780 das eigentliche Geburtsjahr der „Räuber“, die seit drei Jahren sein Innerstes bewegten und die er nun so ziemlich zum Abschluß brachte.

Neben diesem gewaltigen Werk fand Schiller, der Kandidat der Medizin, auch noch Zeit zu einzelnen Dichtungen. So groß war seine Arbeitskraft und so unermüdlich sein Fleiß. Er verfaßte eine Elegie auf den Tod des Juristen August von Hoven, des jüngeren Bruders von F. W. von Hoven: „Leichenphantasie“. Sodann übersetzte er ein größeres Stück aus Virgils Äneis 1. Buch, das Haug in sein „Schwäbisches Magazin“ aufnahm.



4. Kapitel.

Regimentsmedikus.

Am 14. Dezember 1780 öffneten sich dem jungen Mediziner endlich die Pforten der Akademie. Er ward als Regimentsmedikus, d. h. als Feldscher, im Grenadierregiment Augé in Stuttgart angestellt. Damit begann eine neue Leidenszeit für den Dichter. Wohl war er jetzt frei, wenigstens freier als vorher. Aber er hatte nur 18 Gulden Monatsgehalt, und damit sollte er alle seine Bedürfnisse bestreiten. Das wäre ja allenfalls bei großer Genügsamkeit und Sparsamkeit möglich gewesen. Eine viel größere Demütigung aber war es für ihn, daß ihm die Offiziersauszeichnung, das Portepee, vorenthalten wurde. Schiller hatte von dem Herzog, der für ihn väterlich zu sorgen versprochen hatte, mehr erwarten können. Auf dessen Wunsch hatte er der Theologie entsagt. Und jetzt war er nicht mehr und nicht weniger als ein simpler Unterarzt. Das war zuviel für seinen Stolz. Eine weitere Härte kam dazu: Es war ihm verboten, Privatpraxis neben seinem Militärdienst zu treiben, was seine Eltern gewünscht hatten, damit er sein schmales Einkommen vergrößern könnte. Allerdings überwog zunächst das Gefühl der Freiheit nach achtjährigem Eingeschlossensein in der Akademie alles andere. Und darum machte er jetzt ungeniert seinem gepreßten Herzen Luft und gab sich einem freien, burschikosen Leben hin. Seit 1. Februar 1781 wohnte er in Aftermiete bei der Hauptmannswitwe Luise Vischer. Mit ihm teilte die Wohnung ein früherer Akademiegenosse, der zu stürmischem Lebensgenuß hinneigende Leutnant Kapf. Beide miteinander führten eine tolle Wirtschaft zusammen mit früheren Akademiegenossen, die nun auch in Stuttgart einen Wirkungskreis gewonnen hatten, nämlich mit Leutnant Scharffenstein, den Bibliothekaren Petersen und Reichenbach u. a. In dem noch heute bestehenden „Ochsen“ in der Hauptstädterstraße hatten sie ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Hier ließen sie ihren jugendlichen Übermut austoben,

nachdem er so lange in Fesseln gelegen war. Von ihrem Treiben gibt ein Billett Schillers Kunde, das er einst im „Ochsen“ zurückließ, als er seine Freunde vergeblich dort gesucht hatte. Es lautet: „Seid mir schöne Kerls. Bin da gewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsackerlot! Wo bleibt die Manille (Kartenspiel) heut? Hol Euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies. Schiller.“ Auch eine noch erhaltene Rechnung, die der „Ochsen“-Wirt Brodhag für Schiller und Petersen ausstellte, ist ein beredter Zeuge aus jener Zeit.

Eine Schilderung der gemeinsamen Wohnung Schillers und Kapfs hat uns Scharffenstein hinterlassen. Er schreibt etwas derb: „... Man befand sich ... in einem nach Tabak und allerhand stinkendem Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken und an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen und dergleichen, nichts anzutreffen war, als in einem Eck ganze Ballen der Räuber, in dem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen und dergleichen untereinander.“ ...

Zu Hause fühlte sich Schiller von seiner Wirtin, der noch jungen, wenn auch nicht gerade schönen Hauptmannswitwe, mit deren Kindern er häufig spielte, hingezogen. Er verherrlichte sie als „Laura“ in einer Anzahl von Oden. Daß dieses Verhältnis zu ihr nicht ausartete, davor bewahrte ihn der beständige Umgang mit seiner Familie auf der Solitude. Dorthin wallfahrte er so oft als möglich mit seinen Freunden, besonders Scharffenstein, wenn er sich einen vergnügten Tag machen wollte. Die Mutter wandte dann nach Scharffensteins Zeugnis alle ihre Kochkunst auf, um den Sohn, das „Wundertier“, wie derselbe Freund sagt, und seine Begleiter zu regalieren.

Andere Freunde, mit denen Schiller viel verkehrte, waren die Künstler Dannecker und Zumsteeg. Letzterer, Hofmusikus in Stuttgart, war mit Luise Andreä, der Tochter eines Arztes, verlobt. Deren Schwester, Wilhelmine, soll Schiller selbst umschwärmt haben. Von seinem Verkehr in der Andreäschen Familie gibt folgendes Billett Zeugnis, das erst seit kurzem bekannt ist. Darin schreibt Schiller in humoristischer, neckischer Weise an die Braut Luise: „Madam, Zumsteeg war hier, und da er Sie nicht antraf, so be-

schloß er, damit er in Zukunft nicht fehl gehe, hübsch wegzubleiben, welches in aller Untertänigkeit bescheine D. Schiller."

In seiner ärztlichen Praxis liebte Schiller starke Kuren, und seine kranken Grenadiere mußten in dieser Beziehung schon etwas aushalten. Schließlich ließ sich der Oberarzt in aller Stille Schillers Rezepte vorlegen, ehe sie ausgeführt wurden, damit er sie nötigenfalls abändern konnte. Schiller sagt später selbst über sich spottend in der anonymen Selbstrezension seiner „Räuber", der „Verfasser solle ein Arzt bei einem württembergischen Grenadierbataillon sein . . . so gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in emeticis ebenso lieben als in aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur übergeben".

Mehr aber als seine Praxis kümmerte ihn das Los seiner „Räuber". Er schloß sie jetzt endgültig ab und suchte einen Verleger. Allein vergeblich. Da griff er zum Selbstverlag. Damit stürzte er sich aber in Schulden, die in der Folge schwer auf ihm lasteten. An der Jubilatemesse 1781 erschien das Werk anonym mit fingiertem Druckort, aber sicher von Metzler in Stuttgart gedruckt. Der Titel lautete: „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig. 1781." Die sieben ersten Bogen hatte er schon vorher dem Buchhändler Schwan in Mannheim zur Einsicht zugesandt. Dieser teilte sie dem Intendanten des Mannheimer Theaters, dem Reichsfreiherrn Heribert von Dalberg, mit. Ihm imponierte die Dichtung ebensosehr wie Schwan, und er forderte Schiller auf, das Stück für das Theater umzuarbeiten, denn der Dichter hatte sein Werk selbst für ein Buchdrama erklärt. Dalbergs Aufforderung war Schiller natürlich sehr erwünscht. Er machte sich gleich an die Arbeit; aber durch eine Ruhrepidemie unter seinen Grenadieren gehindert, brachte er die „Theatralisierung" erst im Oktober des Jahres fertig. Nun hatte er jedoch auf Dalbergs Wunsch nochmals manche Veränderung vorzunehmen, um „den verlorenen Sohn" oder „die umgeschmolzenen Räuber", wie er das Schauspiel Dalberg gegenüber bezeichnete, noch bühnenfähiger zu machen. Aus diesem Grunde wurde die Handlung ins sechzehnte Jahrhundert verlegt, um keinen Anstoß zu erregen. Endlich, am 13. Januar 1782, fand die erste Aufführung in Mannheim statt. Schiller war ohne Urlaub mit seinem Freunde Petersen dazu hingereist.

Von allen Seiten strömten die Zuschauer herbei. Der Erfolg war gewaltig. Die „Räuber" übten eine ungeheure Wirkung aus und machten bald ihren Siegeszug auf den meisten Bühnen Deutschlands. Sogar in Stuttgart wurden sie noch zu Lebzeiten des Herzogs Karl aufgeführt.

Noch vor der ersten Aufführung war Schiller eine merkwürdige Huldigung durch den gefangenen Schubart dargebracht worden. Der Kommandant des Aspergs, General Rieger, hatte nämlich Schubart veranlaßt, eine Rezension der „Räuber" zu verfassen. Darauf lud er Schiller zu einem Besuch ein. Dieser kam und wurde Schubart als Dr. Fischer von dem General persönlich vorgestellt. Rieger lenkte bald das Gespräch auf die „Räuber". Schubart mußte seine Rezension vorlesen; am Schluß seiner Vorlesung sprach er den Wunsch aus, den großen Dichter der „Räuber" persönlich kennen zu lernen. Da klopfte ihm Rieger auf die Schulter und sagte: „Ihr Wunsch ist erfüllt! Hier steht er vor Ihnen!" „Ist es möglich? das ist der Verfasser der ‚Räuber'?" rief Schubart aus, fiel Schiller um den Hals, küßte ihn, und Freudentränen glänzten in seinen Augen. Der Besuch Schillers bei Schubart fällt wahrscheinlich in den November 1781.

Die Jugend war von dem Werke Schillers besonders ergriffen, und einzelne heißblütige Jünglinge suchten das Stück in die Tat umzusetzen, indem sie in die Wälder zogen und ein Räuberleben führten.

Die „Räuber" machten ihren Verfasser mit einem Schlage zu einem berühmten Mann. Das hatte zur Folge, daß ihm sein Beruf als Arzt vollständig entleidete. Sein ganzes Dichten und Trachten ging jetzt darauf aus, von seiner Stellung, die ihn völlig unbefriedigt ließ, befreit zu werden. Er wollte sich ganz seiner Neigung, der Dichtkunst, widmen. Das ging freilich nicht so rasch, als er hoffte, und vollends nicht so, wie er wünschte. Erst mußten ganz unerwartete Ereignisse eintreten, ehe die Entscheidung kam.

Ende Mai 1782 unternahm Schiller nochmals ohne Urlaub, aber mit Wissen seines Regimentskommandeurs, in Begleitung der ihm befreundeten Frau Henriette von Wolzogen, deren Söhne auf der Akademie studierten, und der „Vischerin" eine zweite Reise nach

Mannheim zu einer weiteren Aufführung der „Räuber". Krank und mißmutig kehrte er heim. „Stuttgart und alle schwäbischen Szenen" sind ihm jetzt „unerträglich und ekelhaft". „Unglücklicher kann bald niemand sein als ich," schrieb er an Dalberg; von ihm hoffte er eine Anstellung am Mannheimer Theater zu erhalten. Allein vergeblich. Dalberg, der kühle Diplomat, ging nicht darauf ein. Er wollte vorerst noch mit Rücksicht auf den Herzog Karl warten.

Ende Juni erfuhr der Herzog Karl von Schillers zweiter Reise nach Mannheim. Er ließ ihn sofort zu sich nach Hohenheim kommen, diktierte ihm 14 Tage Arrest und verbot ihm bei Festungsstrafe (Schubart schmachtete damals noch auf dem Asperg), je wieder mit dem Ausland in Verbindung zu treten. Aber unterdessen hatte sich ein noch schwereres Ungewitter über Schillers Haupt zusammengezogen, und zwar gerade vom Auslande her. Der Dichter hatte nämlich in seinen „Räubern" Graubünden als ein „Spitzbubenklima" und als „das Athen der heutigen Gauner" bezeichnet. Das verdroß natürlich gewisse Leute. Öffentlich (in den „Hamburger Adreß-Comptoir-Nachrichten" vom 13. Dezember 1781) und privatim suchten sie sich durch eine „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers" zu rächen und die Ehre ihres Vaterlandes zu retten (Dr. Amstein). Durch den Garteninspektor Walter in Ludwigsburg gelang es ihnen, dem Herzog die Sache zu hinterbringen. Dieser geriet ob der Mitteilung in große Wut. Er verlangte, daß Schiller seine poetischen Produkte vor dem Druck dem Herzog zeigen solle. Schiller weigerte sich. Da verbot ihm der Herzog das Komödienschreiben überhaupt mit wiederholter Androhung der Festungsstrafe. Das war für Schiller genug. Er wußte jetzt, was ihm bei dem nächsten besten Anlaß bevorstand. Er erkannte, daß er jetzt vor die Entscheidung gestellt war, ob er des Herzogs Befehl gehorsam seine Neigung unterdrücken oder ob er gegen diesen Befehl weiterdichten solle. Sein Genius drängte ihn zu letzterem. Darum dachte er ernstlich daran, sich eine Stellung zu erringen, die ihn all dieser Not enthob. Aber das war nicht so leicht durchzuführen. Wenn er auch den Revers, den seine Eltern ausstellen mußten (vgl. oben S. 9), als erzwungen ansehen konnte, da ihn der Herzog genötigt hatte, der Theologie zu entsagen, so waren

noch andere mächtigere Faktoren vorhanden, die ihn zunächst an Stuttgart bannten und ihm schwere Kämpfe bereiteten. Noch einmal wollte er daher den Versuch machen, von dem Herzog die Zurücknahme jenes Verbotes zu erlangen, gegen das Versprechen, seine Produkte vorher der Zensur unterwerfen zu wollen. Sein Schreiben aber wurde vom Herzog gar nicht angenommen und jede weitere Zuschrift verboten. Was nun? Schiller sah jetzt ein, daß er unter diesen Umständen nicht mehr länger in seiner Heimat bleiben könne, wenn seine Geistesanlagen zu freier Entwicklung kommen sollten. Also fort! Doch der Ausführung dieses Entschlusses stand gar vieles im Wege. Vor allem die Rücksicht auf die Eltern. Was mochte aus seinem Vater werden, wenn er, der Sohn, sich dem Dienste des Herzogs entzog? War nicht zu befürchten, daß der Herzog ihm dies entgelten lasse dadurch, daß er ihn aus Amt und Würden verjagte? Und die Mutter und Geschwister? Wie groß mußte ihr Schmerz sein, wenn es hieß, ihr Fritz sei auf und davon! Alle diese Erwägungen bestimmten Schiller, seiner Mutter und seiner Schwester Christophine den Fluchtplan mitzuteilen, in der festen Hoffnung, daß sie, wenn auch schweren Herzens, seine Gründe billigen würden. Dem Vater dagegen, als herzoglichem Offizier, wurde alles verschwiegen; er sollte, wenn der Herzog es etwa verlangte, einen Eid schwören können, daß er um die Flucht seines Sohnes auch nicht das geringste gewußt habe.

Eine Erschwerung seiner Flucht waren auch die Schulden, die Schiller infolge des Druckes seiner „Räuber“ auf sich geladen und die er noch erhöht hatte durch den Selbstverlag seiner ersten Gedichtsammlung, der „Anthologie“. (Vgl. unten II. Teil, Kap. 3: Schiller als Lyriker.) Wie leicht konnte es den Anschein gewinnen, als ob er durch die Flucht sich seinen Gläubigern entziehen wolle! Und wie nahe lag die Möglichkeit, daß eben diese Gläubiger selbst zu seiner Verfolgung Anlaß gaben!

Erleichtert wurde ihm dagegen der Gedanke an die Flucht durch die Teilnahme des Musikus Andreas Streicher, der von Schillers Dichtertalent begeistert war. Dieser entschloß sich, von Schiller in seinen Plan eingeweiht, ihm zulieb, seine beabsichtigte Reise nach Hamburg zu dem Musikus Ph. Em. Bach, einem Sohne des berühmten

J. S. Bach, schon jetzt anzutreten und mit Schiller zu gehen. Sodann hatte ihm Frau Henriette von Wolzogen für den Fall der Not ein Asyl auf ihrem Gut in Bauerbach angeboten. Unter diesen Umständen konnte er also nach menschlichem Dafürhalten annehmen, daß die Seinigen durch seine Flucht nicht gerade in Gefahr kämen, und daß er selbst im schlimmsten Falle einen sicheren Zufluchtsort in Bauerbach finde, wenn seine Mannheimer Pläne scheitern sollten. Doch an letzteres dachte er vorerst wohl wenig, denn er hoffte zunächst, durch seine Flucht auf den Herzog Karl einen Druck ausüben und ihn dadurch zwingen zu können, daß er sein Verbot zurücknehme. Er wollte also damit einen letzten, allerdings sehr gewagten Versuch machen, um sich die Freiheit zum Dichten zu erringen. Freilich sollte er sich hierin sehr täuschen: Herzog Karl war nicht der Mann, der sich von einem einmal gefaßten Beschluß so leicht abbringen ließ.



5. Kapitel.

Auf der Flucht.



Andreas Streicher.

Zur Ausführung der Flucht bot sich bald eine günstige Gelegenheit. Am 22. September 1782 sollten nämlich zu Ehren des russischen Großfürsten Paul, der bei dem Herzog Karl auf Besuch war, größere Festlichkeiten stattfinden. Dieser Tag wurde daher zur Ausführung der Flucht bestimmt, weil da im Festjubel ein einzelner nicht sogleich vermißt würde. Nach einem letzten Besuch auf der Solitude und schmerzlichem Abschied von Mutter und Schwester ward alles vorbereitet. Freund Streicher half beim Packen, mußte aber Schiller immer zur Eile treiben. Denn mitten im Geschäft, als ihm Klopstocks Oden in die Hände fielen und er seine Lieblingsode aufschlug, machte er ein Gegenstück zu dem Klopstockschen Gedicht. Und Streicher mußte es erst in Geduld anhören, ehe zu Ende gepackt wurde. Nachts 10 Uhr brachen sie auf. Sie fuhren auf einem Mietwagen, auf den sie ihre Habseligkeiten aufgeladen hatten (Schiller u. a. ein paar alte Pistolen und Streicher s in Klavier). Am Eßlinger Tor wurden sie von der Wache angehalten und nach ihren Namen und dem Ziel ihrer Reise gefragt. Streicher antwortete: Dr. Ritter (Schiller) und Dr. Wolf, beide nach Eßlingen reisend. Ungehindert durften sie weiterziehen; der Wachkommandant war Freund Scharffenstein, mit dem Schiller am Abend zuvor zum letztenmal beisammen gewesen war. Gegen Mitternacht sahen sie links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röte am Himmel. Als der Wagen in die Linie der Solitude kam, zeigte das Schloß sich im Feuerglanze, der sich in

der Entfernung von eineinhalb Stunden auf das überraschendste ausnahm. Die reine, heitere Luft ließ alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller seinem Gefährten den Punkt zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald, wie von einem sympathetischen Strahl berührt, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: „Meine Mutter!" Das war der letzte Gruß, den Schiller dem Vaterhause zusandte; rasch ging es weiter. Gegen 2 Uhr nachts wurde in Enzweihingen kurze Rast gemacht. Um 10 Uhr vormittags kamen sie in Bretten an, abends 9 Uhr waren sie in Schwetzingen, wo sie übernachteten. Tags darauf gelangten sie nach Mannheim, zur größten Überraschung der dortigen Freunde Schillers. Auf deren Wunsch schrieb Schiller noch an demselben Tage an seinen Herzog. Er teilte ihm seine Flucht mit; er habe diesen „schröcklichen Weeg" zum Herzen des Fürsten gewählt, da ihm die natürlichen untersagt wären. Nur des Herzogs Befehl, keine anderen als medizinische Schriften drucken zu lassen, habe ihn dazu getrieben. Hebe der Herzog diesen Beschluß auf und erlaube ihm, „dem ersten und einzigen Zögling" des Herzogs, der die „Achtung der großen Welt sich erworben", jährlich eine kurze Reise ins Ausland zu machen, und gewähre ihm durch sein fürstliches Wort Straflosigkeit für seine „eigenmächtige Entfernung", so kehre er sehr gerne zurück. Darauf wurde Schiller die Mitteilung, er solle nur zurückkehren, der Herzog sei sehr gnädig. Aus dieser unbestimmten Antwort, die auch auf einen zweiten Brief, in dem er um eine bestimmtere Antwort bat, nicht anders lautete, erkannte der Dichter klar, daß die Rückkehr für ihn ausgeschlossen sei.

Von Dalberg, der freilich noch in Stuttgart war und den dortigen Festlichkeiten anwohnte, erwartete er alles. Er war nämlich nicht mit leeren Händen nach Mannheim gekommen; er brachte seinen „Fiesko" mit. Schon am 26. September las er ihn den Schauspielern Iffland, Beck, Beil und anderen vor. Aber die Vorlesung mißglückte infolge seiner schwäbischen Aussprache und seiner „verwünschten Art, zu deklamieren". Der „Fiesko", hieß es, sei das Schlechteste, was Schiller je gemacht habe; es scheine, daß er seine Kraft mit den „Räubern" völlig erschöpft habe. Erst am folgenden Tage klärte sich die Sache auf, nachdem Regisseur Meyer das Stück selbst gelesen hatte.

Aus Furcht vor Verfolgung und da Dalberg noch abwesend war, machte er mit Streicher eine Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt. Dem anstrengenden Marsch war Schiller nicht gewachsen. Er mußte unterwegs Halt machen und einige Stunden im Walde ausruhen, während Streicher mit besorgtem Herzen Wache hielt. Da kam ein Werbeoffizier des Weges und redete sie an. Streicher erwiderte barsch. Der Fremde zog weiter. Schiller erwachte vom Schlafe. Durch die mehrstündige Ruhe gestärkt, konnte er seinen Weg fortsetzen. Gegen Abend langten sie in Frankfurt an. Der billigeren Preise halber quartierten sie sich in dem nahen Sachsenhausen in dem Gasthof „Zu den drei Rindern" bei der Mainbrücke ein. Vierzehn Tage brachten sie dort zu. Schiller besuchte auf seinen Gängen durch Mannheim die Buchhandlungen, um nach seinen „Räubern" zu fragen. Sie waren nirgends mehr zu erhalten. In seiner Freude darüber gab er sich einem der Buchhändler als Verfasser des Stückes zu erkennen. Bittere Erfahrungen aber machte er, als er in der Not ein Gedicht „Teufel Amor" an einen Buchhändler verkaufen wollte. Dieser bot weniger, als der Dichter verlangte. Schiller soll jedoch auf seinem Preis bestanden haben, und so zerschlug sich der Handel. Leider hatte dies zur Folge, daß das Gedicht überhaupt nicht mehr erhalten ist.

Bald ward die Not in Frankfurt für beide groß: das Geld ging aus. Schiller hatte bereits seine Uhr versetzen müssen. Ein Vorschuß, den er auf den „Fiesko" von Dalberg erbat, wurde ihm verweigert. Endlich erhielt Streicher neues Reisegeld, und jetzt traten sie die Rückkehr nach Mannheim über Mainz und Worms an. Um billiger und sicherer zu leben, nahmen sie in Oggersheim („Viehhof") bei Mannheim ihren Aufenthalt. Schiller änderte aus Furcht vor Entdeckung seinen Namen in den eines Dr. Schmidt. Mit allem Eifer gab er sich seinem Geschäft hin: der von Dalberg gewünschten Umarbeitung des „Fiesko". Zugleich dichtete er an seinem bürgerlichen Schauspiel „Luise Millerin" oder, wie er es später auf Ifflands Vorschlag betitelte: „Kabale und Liebe". Den Plan dazu hatte er schon in Stuttgart im Arrest entworfen. Streichers Klavierspiel übte auf Schillers Phantasie einen günstigen Einfluß aus. Der Dichter sehnte sich besonders abends in der Dämmerung darnach.

Bald war der „Fiesko" umgearbeitet. Schiller sandte ihn Dalberg; aber dieser wies ihn auch in der neuen Gestalt als unbrauchbar zurück. Nicht einmal eine Entschädigung für seine Mühe, die Iffland vorgeschlagen hatte, gewährte er ihm. Da verkaufte Schiller in der Not das Manuskript an den Buchhändler Schwan um 11 Louisdor. Zu diesem Elend kam noch die beständige Furcht vor Verhaftung. Er pflegte deshalb nur nachts nach dem anderthalb Stunden entfernten Mannheim zu gehen, damit ihn niemand erkenne.* Endlich, um aller Not enthoben zu werden, schrieb er an Frau von Wolzogen und flehte sie um ihren Schutz in seiner unglücklichen Lage an. Und nicht vergeblich. Die edle Dame, die selbst auch nicht in glänzenden Verhältnissen lebte, zögerte doch keinen Augenblick, ihr Versprechen zu halten, obwohl drei ihrer Söhne auf der Karlsschule studierten und obwohl sie also, wenn Schillers Versteck bekannt wurde, des Herzogs Ungnade riskierte. Diese Möglichkeit hielt sie nicht ab, gegen den Unglücklichen Barmherzigkeit zu üben. Es ist, als ob sie eine Ahnung davon gehabt hätte, wie nahe Schiller einst mit ihrer Familie verwandt würde. Und doch sollte sie es nicht mehr erleben dürfen.

Ehe aber Schiller seine Reise nach Bauerbach antrat, wollte er nochmals die Seinigen sehen. Auf seinen Wunsch eilten daher seine Mutter und seine Schwester Christophine zu einer Zusammenkunft mit ihm nach Bretten. Dort blieben sie drei Tage, um sich dann gewaltsam von ihrem Fritz loszureißen.

Am 30. November 1782 brach Schiller von Mannheim auf. Streicher begleitete ihn mit anderen Freunden bis Worms. Dort trennten sie sich; dabei „kam kein Wort über ihre Lippen, keine Umarmung wurde gewechselt, aber ein starker, langdauernder Händedruck war bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können". Nach einer beschwerlichen Reise im Postwagen über Frankfurt und Gelnhausen bei grimmiger Kälte traf Schiller am 7. De-

* Einmal rief die unerwartete Ankunft eines württembergischen Offiziers namens Koseritz in Mannheim, der auf der Durchreise Schiller besuchen wollte, große Bestürzung hervor. Man verbarg deshalb den Dichter, als er abends wie gewöhnlich zu seinen Mannheimer Freunden kam, eine Nacht im Palais des Prinzen von Baden, der gerade verreist war.

zember in Bauerbach ein. Die Gutsherrin war zwar nicht anwesend, aber doch wurde er aufs freundlichste empfangen. Bald fühlte er sich recht wohl und behaglich in seinem neuen Heim, und bald setzte er die Arbeit an seiner „Luise Millerin" eifrig fort. Für seine Lektüre sorgte der Meininger Bibliothekar Reinwald, an den ihn seine Gönnerin empfohlen hatte. Dieser wurde ihm in seiner Einsamkeit in kurzem ein unentbehrlicher Freund und später sogar — freilich nicht mit Schillers Wunsch — sein Schwager. Er war 22 Jahre älter als Schiller, ein arger Hypochonder, der aber Schillers Genius früh erkannte.

Zu Neujahr 1783 machte Frau von Wolzogen mit ihrer Tochter Charlotte einen Besuch in Bauerbach, ebenso im Mai. Charlotte, die damals sechzehn Jahre alt war, setzte das leicht entzündliche Herz des Dichters in helle Flammen. Das verraten uns noch heute verschiedene Stellen in „Kabale und Liebe" und insbesondere Schillers Briefwechsel mit Frau von Wolzogen und deren Sohn Wilhelm. Doch war der Aufenthalt der Gutsherrin und ihrer Tochter nur



Das Schiller-Asyl in Bauerbach bei Meiningen. (Aus der Illustr. Leipziger Zeitung v. J. 1859.)

vorübergehend. Erstere verweilte öfters längere Zeit bei Verwandten. Letztere war bisher in einem Pensionat in Hildburghausen erzogen worden. Jetzt kam sie zur Erlernung der Hauswirtschaft in das Haus des Amtmanns in Maasfeld. Bald heiratete sie einen Regierungsrat von Lilienstern, starb aber schon nach fünfjähriger Ehe.



Henriette von Wolzogen,
geb. Marschall von Ostheim, 1745–1788.

Schillers abgeschlossenes Leben kam der Vollendung seines bürgerlichen Trauerspiels „Kabale und Liebe" sehr zustatten. Im Juli 1783 erfolgte diese, und nun machte er sich an den „Don Karlos", ein Thema, das ihm Dalberg vorgeschlagen hatte. Dieser schlaue Diplomat, der es bisher meisterhaft verstanden hatte, Schiller hinzuhalten, um ihn endlich abzuweisen, hatte nämlich mit dem Dichter wieder angeknüpft. Aus „Kabale und Liebe", das zu seiner Kenntnis gelangt war, hatte er Schillers dramatisches Genie erkannt, und nun hoffte er davon für seine Bühne Vorteile zu ziehen. Überzeugt, daß ihm von Herzog Karl keine Unannehmlichkeit mehr entstehen könnte, da Schiller offenbar ignoriert würde, lud er den Dichter nach Mannheim ein. Dieser folgte. Sein Verlangen nach dem Theater, seine Einsamkeit und seine aussichtslose Liebe zu Charlotte von Wolzogen hießen ihn dieser Einladung entsprechen, obwohl er sich ungern von Bauerbach trennte und in seinem Herzen entschlossen war, wieder dahin zurückzukehren. Um das nötige Reisegeld zu bekommen, mußte er bei einem Juden Isaak Geld aufnehmen. Frau von Wolzogen leistete Bürgschaft dafür.

6. Kapitel.

Theaterdichter in Mannheim.

Ende Juli 1783 traf Schiller in Mannheim ein. Er trat als Vergnügungsreisender auf, der nicht im mindesten beabsichtigte, in Mannheim zu bleiben. Dalberg war verreist. Als er zurückkehrte, kam er ihm mit größter Liebenswürdigkeit entgegen und behandelte ihn „mit großer Achtung" und Zuvorkommenheit. Dadurch ließ sich Schiller zum Bleiben bestimmen und nahm einen Kontrakt als Theaterdichter auf ein Jahr mit 300 Gulden Gehalt an. Dafür sollte er drei Stücke für die Mannheimer Bühne liefern: „Fiesko", „Kabale und Liebe" und ein drittes. Später wurde sein Gehalt auf 500 Gulden erhöht, da er auf die Einnahme von einer Aufführung seiner Stücke, die ihm ebenfalls zustand, verzichtete.

Mit dieser Summe hätte der Dichter an und für sich wohl ausreichen können (sein Vater hatte auf der Solitude auch nur 400 Gulden Gehalt), aber leider konnte er über das Geld nicht rein verfügen; seine Stuttgarter Schulden waren noch immer nicht bezahlt und neue dazugekommen. Zu allem Unglück hin erkrankte er an dem „kalten Fieber" und konnte lange nichts arbeiten und also auch nichts nebenher verdienen.

Anfangs Oktober, als endlich eine Besserung in seinem Befinden eingetreten war, machte er Ausflüge nach Speyer zu Frau La Roche, der Jugendfreundin Wielands. Unerwartet erhielt er selbst im November von Stuttgarter Freunden einen Besuch, der ihn hoch erfreute. An Frau von Wolzogen schrieb er darüber: „Man klopft an mein Zimmer. Herein! — und herein treten — stellen Sie sich meinen fröhlichen Schrecken vor — Professor Abel und Batz, ein anderer Freund von mir. Beide haben . . . eine Reise nach Frankfurt getan, kommen hier durch und bleiben von gestern bis heute . . . bei mir. Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute und innigen Freunde die Zeit floß! Wir konnten vor lauter Erzählen und Fragen

kaum zu Atem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegessen (Sehen Sie! Ich bin schon ein Kerl, der Tafel hält) und bei dieser Gelegenheit waren meine Burgunder Bouteillen (die ihm ein Freund zum Geburtstag geschenkt hatte) wie vom Himmel gefallen. Um sie ein wenig herumzuführen, bin ich heute und gestern wieder ausgegangen."

Jetzt fand er Kraft, seinen „Fiesko" zu vollenden. Am 11. Januar des neuen Jahres (1784) wurde er in Mannheim aufgeführt „mit allem Pomp", aber ohne durchschlagenden Erfolg.

Das neue Jahr brachte ihm die erste Auszeichnung. Er wurde als ordentliches Mitglied der kurfürstlich deutschen Gesellschaft in Mannheim gewählt; eine Ehre, die ihn mit hohem Selbstbewußtsein erfüllte. Er sah jetzt die Kurpfalz als sein neues Vaterland an, er fühlte sich als „kurpfälzischer Untertan".

Im April wurde „Kabale und Liebe" mit stürmischem Beifall gegeben. Schiller war jetzt in seinem Element. Mit Leib und Seele war er für das Theater tätig, freilich fanden seine Bestrebungen nicht die gebührende Anerkennung. So wollte er nach dem berühmten Vorbild Lessings eine Mannheimer Dramaturgie herausgeben. Plan und Inhalt des Werkes waren genau detailliert und Schiller erwartete nur noch die Zustimmung Dalbergs. Aber dieser hatte allerlei Bedenken dagegen, und so scheiterte das Unternehmen, ehe es nur ins Leben trat. Was Schiller damals fühlte für das Theater und welch hohen sittlichen Wert er diesem zuschrieb, brachte er in seiner berühmten Rede: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" zum Ausdruck. Er hielt diese Rede in der deutschen Gesellschaft (26. Juni). In demselben Monat war ihm auch eine besondere Überraschung zuteil geworden. Unerwartet erhielt er nämlich den Besuch der Frau von Lengefeld aus Rudolstadt mit ihren beiden Töchtern Charlotte und Karoline. Sie kamen aus der Schweiz zurück und brachten ihm Grüße von seinen Eltern, die sie als Verwandte der Frau von Wolzogen auf der Solitude besucht hatten. Nur flüchtig freilich war damals die Bekanntschaft — sie trafen Schiller nicht einmal zu Hause, und erst kurz vor der Abreise konnte er sie noch begrüßen — aber er hatte doch die Familie kennen gelernt, die das Glück seines Lebens begründen sollte.

Kurz vorher waren ihm vier andere Personen nahegetreten, die für ihn zunächst noch von größerer Bedeutung waren, aber von ihm anfangs nicht beachtet wurden. Es war der Leipziger Oberkonsistorialrat Gottfried Körner (des Dichters Theodor Körner Vater) und der Schriftsteller Ferdinand Huber mit ihren Bräuten Minna und Dora Stock. Sie brachten ihm in einem anonymen, von Dichteranbetung überfließenden Schreiben ihre Liebe und Freundschaft entgegen. Eine von den Mädchen gestickte Brieftasche und die Porträts der Absender bewiesen tatsächlich ihre hohe Verehrung für Schiller. Dieser war hocherfreut darüber, aber über ein halbes Jahr verging, ehe er ihnen antwortete. Was war daran schuld? Zweifellos nicht die Undankbarkeit und Gleichgültigkeit, sondern die Nöte und Sorgen des täglichen Lebens waren es, die ihn den Brief und die Geschenke vergessen ließen. Dazu kamen noch innere Bedrängnisse und Wirrnisse. Schiller hatte von jeher einen stark ausgeprägten Familiensinn. Die frühe Trennung von den Seinigen erhöhte dieses Gefühl. Er suchte nach einem eigenen Heim, wollte sich ein eigenes Nest bauen. Nur so glaubte er für sich und seinen Geist Ruhe zu finden. Darum hielt er, einen Tag nach dem Besuch der Frau von Lengefeld und ihrer Töchter, um die Hand einer anderen Charlotte, der Charlotte von Wolzogen, an. Freilich bezeichnete er selbst seinen Antrag als „törichte Hoffnung" und „närrischen Einfall". Inzwischen hatte eine dritte Charlotte seinen Lebensweg gekreuzt, die bald alle seine Sinne und Gedanken fesseln sollte: Charlotte von Kalb. Sie war die Gattin des Majors Heinrich von Kalb, der in Landau in Garnison stand. Schon im Mai war sie mit ihrem Mann zu kurzem Besuch in Mannheim eingetroffen. Sie brachte Schiller Briefe von Frau von Wolzogen und von Reinwald. Schiller fühlte sich von ihrem lebhaften Geiste gefesselt, und Charlotte selbst sah mit Bewunderung zu dem berühmten Dichter empor. Bald siedelte sie ganz nach Mannheim über, da es nicht für schicklich galt, daß die Frau eines Offiziers in dessen Garnison lebe. Nun entwickelte sich allmählich ein immer wärmeres Verhältnis zwischen Charlotte und Schiller. Der Einfluß dieser Frau, die auch später einen Hölderlin und Jean Paul berückte (Titanide), war nicht gut.

Begreiflicherweise schritten unter diesen Umständen seine Arbeiten („Don Karlos") nur langsam vorwärts. Das war für ihn, der auf seine Feder angewiesen war, eine schwere Zeit. Er mußte neue Schulden machen, und jetzt drängten ihn seine alten Gläubiger. Sein Stuttgarter Bürge entfloh und wurde in Mannheim verhaftet. In dieser äußersten Not, die Schiller der Verzweiflung nahe brachte, rettete ihn sein Hausherr, der Baumeister Hölzel, durch ein Darlehen von 200 Gulden. Schiller hat in späterer Zeit, als er selbst in glücklicherer Lage sich befand, während jener ins Unglück geraten war, ihn kräftig unterstützt. Die Dankesbriefe, die Frau Hölzel damals an Schiller schrieb, sind noch heute ergreifend zu lesen. Sie werden in ihrer Art stets ein Denkmal seines edlen Herzens sein.

Unterdessen näherte sich das Jahr, das ihn an die Mannheimer Bühne band, seinem Ende. Aber noch hatte er das dritte Stück dem Theater nicht geliefert. Dennoch hoffte und wünschte er, daß der Vertrag erneuert werde. Es geschah nicht. Dalberg war froh, des armen Dichters los zu sein. Er hatte ihm schon früher geraten, er solle zur Medizin zurückkehren. Jetzt war er ihm gleichgültig, da er seinen Kontrakt nicht gehalten hatte. Dazu kam, daß Dalberg, der selbst auch als Dramatiker tätig war, den Dichter um seinen Ruhm beneidete. Auch die Rivalität Ifflands, der damals der Mannheimer Bühne angehörte, und die Intrigen anderer Schauspieler bestimmten Dalberg zu seinem Handeln. Jetzt war Schiller wieder ohne Amt. Wie sollte er sich seiner Schulden entledigen? Diese Frage beschäftigte ihn Tag und Nacht, zumal da er auch seine edle Beschützerin in Bauerbach, die für ihn Bürgschaft geleistet hatte, nicht bezahlen konnte. Auf irgendeine neue Anstellung konnte er nicht rechnen, und zur Medizin wollte er auch nicht zurückkehren. Da warf er sich dem Publikum in die Arme. Er wurde Schriftsteller, indem er ein neues Journal „Die Rheinische Thalia" ankündigte. Er nahm darin zunächst den Plan seiner „Mannheimer Dramaturgie", die er vorher vergeblich Dalberg vorgeschlagen hatte, auf eigene Faust wieder auf. Unter dem Titel „Rheinische Thalia" erschien nur ein Heft. Dann gab Schiller der Zeitschrift den Namen „Thalia" allein. Von dieser wurden in den Jahren 1787—1791 zwölf Hefte veröffentlicht. Sie enthalten von Schiller außer Gedichten Bruchstücke

des „Don Karlos“, den „Geisterseher“ einen rein erfundenen Stoff, der durch die Wunderkrämerei jener Zeit, besonders die Schwindeleien eines Cagliostro, hervorgerufen wurde; ferner Übersetzungen aus dem Griechischen (Euripides) und historische Aufsätze. In den Jahren 1792—1793 gab Schiller nochmals zwölf Stücke der „Neuen Thalia“ heraus; er hat aber dazu nur wenige Beiträge geliefert, hauptsächlich Übersetzungen aus Vergils Äneis und philosophische Aufsätze.

Jetzt endlich fielen ihm auch seine Dresdener Freunde ein, die er bis dahin ohne Antwort gelassen hatte. Er ließ die erste Andeutung eines Besuches fallen.

Wohl wurde er noch am Ende des alten Jahres durch Verleihung des Ratstitels von dem Herzog Karl August von Weimar ausgezeichnet, dem er in Darmstadt den ersten Akt seines „Don Karlos“ vorlesen durfte. Wohl fühlte er sich dadurch in seinem Selbstbewußtsein gehoben. Aber seine Lage blieb nach wie vor gleich, oder vielmehr sie verschlechterte sich noch, so daß ihm „Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel“ in Mannheim zuwider wurden. Eine „Revolution in seinem Innern“, zweifellos durch Charlotte von Kalb herbeigeführt, brachte die Entscheidung. Er wandte sich an seine Dresdener Freunde mit der Nachricht, daß er fort müsse, in Mannheim sei seines Bleibens nicht mehr. In einem zweiten Brief, der ihn gewiß große Überwindung kostete, schrieb er ihnen, daß er, ohne vorher „wenigstens 100 Dukaten verschleudern zu müssen“, nicht abreisen könne. Sie möchten ihm 300 Taler auf seine „Thalia“ vorschießen. Es geschah. Körner sandte in uneigennützigster Weise die gewünschte Summe. Nun konnte er seine dringendsten Schulden bereinigen, und seiner Abreise stand jetzt nichts mehr im Wege. Frau von Kalb aber wollte ihn nicht ziehen lassen. Sie hatte sich immer mehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, sich von ihrem Mann scheiden zu lassen, um Schiller heiraten zu können. Dieser erkannte jedoch zu seinem Glück, daß eine Ehe mit ihr ihm keinen Segen bringen würde. Gewaltsam riß er sich von ihr los. Schmerzlich war für ihn auch der Abschied von Margareta Schwan, der Tochter des Mannheimer Buchhändlers, in dessen Hause er viel verkehrte. Sie schenkte ihm beim letzten Zusammensein eine von ihr selbst gestickte Brieftasche. Vielleicht dürfen wir darin eine leise Andeutung Mar-

garetas erkennen, daß er bei ihr ebensoviel Glück als bei den Dresdener Freunden und Freundinnen finden würde. Aber sie war Schiller ebenfalls nicht zur Lebensgefährtin bestimmt. Der Abschied von seinem Freunde Streicher, mit dem er wiederum in Mannheim zusammengelebt hatte, war weniger schmerzvoll. Sie gaben sich scherzend die Hand darauf, „so lange keiner an den andern schreiben zu wollen, bis Schiller Minister oder Streicher Kapellmeister sein würde".



7. Kapitel.

In Leipzig und Dresden.



Christian Gottfried Körner.

Am 17. April 1785 traf Schiller nach einer beschwerlichen Reise durch „Morast, Schnee und Gewässer“ in Leipzig ein. Körner war abwesend. Er war inzwischen als Assessor an das Oberkonsistorium nach Dresden berufen worden. Huber übernahm es daher, für Schiller zu sorgen. Und das tat er, so gut als er es vermochte. In einem Studentenzimmer in der Hainstraße im kleinen Joachimstal quartierte er ihn ein. Bald machte er ihn in der Stadt bekannt und führte ihn an den Sammelplatz der Leipziger Künstler und Schriftsteller, in das Richtersche Kaffeehaus. Da traf Schiller schon in der ersten Woche seines Leipziger Aufenthaltes den Dramatiker Christian Felix Weiße, den Dichter Jünger, den Kapellmeister Hiller, den Kupferstecher Öser (Goethes Lehrer), Buchhändler Göschen, Maler Reinhart u. a. Er fühlte sich wohl in dem Kreise dieser Männer, die den Dichter der „Räuber“ hoch schätzten. Freilich waren sie allgemein enttäuscht, daß er auch wie andere Muttersöhne aussah. Zum mindesten hatten sie erwartet, daß er mit Sporen und Reitpeitsche bewaffnet auftreten würde.

Mitten unter diesen neuen Eindrücken vergaß er doch Mannheim nicht. Seine Gedanken waren dorthin gerichtet, er hatte sein Herz dort zurückgelassen. Noch war er nicht acht Tage in Leipzig, als er an Schwan schrieb und um die Hand seiner Tochter anhielt. Ein Einverständnis mit Margareta war offenbar vorhanden, sonst hätte er es wohl nicht gewagt. Aber Vater Schwan gab seine Zustimmung nicht. Schillers Zukunft schien ihm noch zu unsicher.

Anfangs Mai siedelte Schiller zum Sommeraufenthalt mit verschiedenen seiner Freunde nach Gohlis über. Er arbeitete am „Don Karlos“ für seine „Thalia“ und am „Fiesko“ (Theaterbearbeitung).

Anfangs Juli lernte er Körner persönlich kennen. Kurz nachher enthüllte er diesem seine Geldnot. Da bat ihn der edle Freund, er möchte ihm erlauben, wenigstens ein Jahr lang ihn aus der Notwendigkeit des Brotverdienens setzen zu dürfen. Schiller nahm das Anerbieten mit dankbarer Freimütigkeit und Freude an.

Anfangs August feierte Körner seine Hochzeit und verzog nun ganz nach Dresden. Schiller duldete es jetzt nicht länger in Leipzig. Sobald als nur möglich zog er ihm nach. Er fand im Körnerschen Hause die liebevollste Aufnahme. Auf Körners Weinberg in Loschwitz, eine Stunde von Dresden, fühlte er sich aufgehoben wie im Himmel. Sein Leben gestaltete sich aufs schönste. Er hatte in Körners Hause eine neue Heimat gewonnen. Das erkannte er von Tag zu Tag mehr. Die Liebe und Freundschaft, die man ihm stets erwies, versöhnte ihn mit den bitteren Erfahrungen, die er bisher hatte machen müssen. Sie kam eben von Herzen. Ja, er schloß sich so sehr an Körners an, daß er sie sofort vermißte, wenn sie einige Zeit verreisten; dann stockte alle seine Arbeit, während er dagegen, wenn sie in seiner Nähe waren, eifrig und fleißig arbeitete. Wie hoch er Körners Freundschaft schätzte, zeigt sein Brief



Schillers Haus in Loschwitz bei Dresden

an diesen vom 3. Juli 1785. Darin schreibt er: „Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unserer Freundschaft soll er ein Wunder getan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich so viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß, aber die Vorsehung, hat mir mehr erfüllt, als sie mir zusagte, hat mir in Euren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte." Seine Haupttätigkeit galt dem „Don Karlos", den er in Dresden abschloß. Auch seinem „Menschenfeind" und „Geisterseher" widmete er manche Stunde. Hier begann er auch das Studium der Geschichte, die ihm „täglich teurer" ward und für sein Leben große Bedeutung gewinnen sollte.

Seine Mußezeit verbrachte er fast ausschließlich im Körnerschen Kreise. Er mied im ganzen die Gesellschaft und die Öffentlichkeit. Das war bei seiner Lage ja wohl begreiflich. Wenn er indes auch sonst zurückgezogen lebte, so liebte er es um so mehr, in der freien Gottesnatur herumzuwandern, Kahnfahrten auf der Elbe (Blasewitz) zu unternehmen usw. Am liebsten natürlich in Begleitung Körners, zu dem er sich am meisten hingezogen füllte. Darum ließ er auch keinen Geburtstag desselben vorbeigehen, ohne ihn durch eine poetische Gabe zu verherrlichen, und wäre es auch nur in humoristischer Weise geschehen, wie er dies in dem Lustspiel: „Ich habe mich rasieren lassen" getan hat.

Im Anfang des Jahres 1787 lernte er bei einem Maskenball, den er gegen Körners Wunsch mitmachte, Henriette von Arnim, die Tochter einer schlecht beleumdeten Offizierswitwe, näher kennen; Mitte Februar traf er sie wieder bei der Schauspielerin Sophie Albrecht, die ihm befreundet war. Die Folge war eine heftige Leidenschaft für das eitle, schöne Mädchen, das Schiller alle Ruhe raubte. Um ihn von ihr abzubringen, überredete ihn Körner zu einem Aufenthalt in dem nahen Tharandt. Schiller folgte, und die Trennung heilte ihn so ziemlich von der törichten Leidenschaft. Er kehrte nach Dresden zurück, aber nur für kurze Zeit. Er hatte längst eingesehen, daß er, um selbständig zu werden, sich von Körner trennen müsse. Er fühlte eine gewisse „Degradation seines Geistes", und es verdroß ihn, daß er die Freuden seines Lebens so sehr von Körners abhängig gemacht habe. Darum drängte es ihn

fort. Aber wohin? Wohl hatte ihn der berühmteste Schauspieler seiner Zeit, Friedrich Schröder, Theaterdirektor in Hamburg, schon vor längerer Zeit eingeladen. Aber Schiller hatte den Ruf abgelehnt. Jetzt sandte er ihm den schon damals versprochenen „Don Karlos" (Prosabearbeitung für das Theater). Mit dem Honorar dafür konnte er abreisen. Sein Ziel war ihm jetzt klar. Er wollte zu Schröder über Weimar. Einen bestimmten Plan hatte er nicht. Daß er den Weg über Weimar nehmen wollte, ist begreiflich. Dort lebte seine Freundin Charlotte von Kalb, die ihn schon wiederholt eingeladen hatte. Dort lebten ferner Herder und Wieland. Letzterer hatte ihm zur Mitarbeit an seinem „Teutschen Merkur" Anträge gemacht. Dort lebte endlich der gewaltigste Dichtergeist, den er kannte und den er hochverehrte, Goethe. So zog er denn voll froher Hoffnung nach Weimar.



Herder.



8. Kapitel.

In Weimar.

Am 21. Juli 1787 traf Schiller in Weimar ein. Frau von Kalb, die schon längere Zeit dort lebte, begrüßte ihn mit größter Freude. Sie ward ihm bald Führerin in den vornehmen Kreisen der Stadt. Durch sie kam er nach Tiefurt zur Herzogin Amalia, an der er freilich anfangs keinen Gefallen fand.



Herzog Karl August von Weimar.

Wieland empfing ihn mit offenen Armen, und Herder hieß ihn willkommen.

Goethe war noch in Italien, der Herzog Karl August und seine Gemahlin waren ebenfalls abwesend. Es war vielleicht gut für Schiller. Er hatte so Zeit, sich allmählich in die Weimarer Verhältnisse einzuleben. Frau von Kalb sorgte dafür, daß er die bedeutendsten Persönlichkeiten der Stadt bald kennen lernte: Frau von Stein, Goethes Freundin; Corona Schröter, die berühmte Schauspielerin; Minister Voigt, Kammerherr von Einsiedel u. a.

Schiller beschränkte jedoch vorerst seinen Verkehr hauptsächlich auf Charlotte von Kalb, Wieland, bei dem er heitere Stunden verlebte, Kammerrat und Prinzenerzieher Ridel und einige wenige andere. Sonst lebte er ziemlich eingezogen, wie in Dresden. Das war für ihn auch nicht wohl anders möglich; er mußte, um zu leben, eifrig arbeiten.

Wohl hätte er von seinen Dramen „Fiesko" und „Kabale und Liebe" Gewinn ziehen können, denn sein Verleger Schwan veranstaltete neue Auflagen davon; aber er zahlte Schiller auch nicht das geringste Honorar dafür. Er glaubte sich nämlich nicht dazu verpflichtet, da er dem Dichter die Werke ein für allemal abgekauft habe. Schiller war machtlos gegen diese Behandlung. Das Gesetz bot ihm keine Hilfe.

Um auf Schwan einen Druck auszuüben, wollte er daher bei Göschen eine verbesserte Auflage dieser Dramen ankündigen; aber seine Absicht, dadurch von Schwan 100 Taler zu erhalten, war vergeblich.



Herzogin Luise von Weimar.

Doch erwarb er bald mehr, als er „aufgehen" ließ, wie er Körner im April 1788 schrieb, und konnte sogar daran denken, seine Schulden nach und nach zu bezahlen.

Seine Hauptarbeit war die Geschichte der „niederländischen Rebellion" (Abfall der Niederlande), die er noch in Dresden begonnen hatte und jetzt eifrig fortsetzte. Trotz allen Fleißes verschloß er sich jedoch neuen Bekanntschaften nicht. Auch nach Jena ging er zu Wielands Schwiegersohn Professor Reinhold, einem kantischen Philosophen. Durch diesen machte er auch die Bekanntschaft der angesehensten Jenaer Professoren, seiner späteren Kollegen, der Juristen Schütz und Hufeland und der Theologen Griesbach und Döderlein.

Am 28. August feierte er den Geburtstag des noch immer abwesenden Goethe in dessen Garten mit Knebel u. a.

Immer mehr ward er heimisch in Weimar. Er dachte nicht mehr daran weiterzureisen, sondern schrieb Schröder nach Hamburg, daß er seiner jetzigen Verbindungen wegen vorerst in Weimar bleiben wolle. Er erkannte den wohltätigen Einfluß seines Weimarer Aufenthalts. Hier lernte er seinen Geist höher anschlagen als bisher, er gelangte zu einer richtigen Schätzung seiner selbst und „schämte sich seines Daseins bis hierher". Nun erfüllte ihn der Glaube an die zureichende Kraft seines Wesens. Dieser belebte ihn zu ernster Tätigkeit. Er war voller Arbeit und Hoffnung, gab sich auch jetzt mehr dem Genuß hin. Er verkehrte regelmäßig in der „Mittwochsgesellschaft", die er mit anderen gegründet hatte.

Im November machte er einen Ausflug nach Meiningen zu seiner Schwester Christophine, die seinen Freund Reinwald im Jahre 1786 geheiratet hatte, und zu seiner mütterlichen Freundin Henriette von Wolzogen nach Bauerbach. Auf der Rückreise begleitete ihn deren Sohn Wilhelm bis Rudolstadt und führte ihn dort bei seiner Tante Frau von Lengefeld ein. Schillers Schwägerin, Karoline von Wolzogen, hat uns darüber später also berichtet: „An einem trüben Dezembertage im Jahre 1787 kamen zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unsern Vetter Wilhelm von Wolzogen, der sich scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg; der andere Reiter war uns unbekannt und erregte unsere Neugier. Bald löste sich das Rätsel durch den Besuch des Vetters, der um die Erlaubnis



Wieland

bat, seinen Reisegefährten Schiller . . . am Abend bei uns einzuführen. Schillers Zukunft knüpfte sich an diesen Abend". Er hatte zum erstenmal das Haus seiner späteren Schwiegermutter betreten. Beide Schwestern, Karoline nicht weniger als Charlotte, machten einen gewinnenden Eindruck auf ihn. Bald trat er mit ihnen in einen Briefwechsel und nahm im Mai des folgenden Jahres, um ihnen näher zu sein, in Volkstädt bei Rudolstadt seinen Sommeraufenthalt. Jetzt entwickelte sich ein vertrauter Verkehr mit ihnen; aber immer noch war Schiller unentschieden, welcher von beiden Schwestern er den Vorzug geben sollte. Beide waren ihm gleich lieb und wert.

Die Vormittage widmete er seinen geschichtlichen Studien über den Abfall der Niederlande und anderen literarischen Arbeiten (für den „Merkur", „Thalia", „Menschenfeind", Rezensionen). Die Nachmittage und Abende verbrachte er mit der Lengefeldschen Familie und deren Kreis. Er machte mit ihnen häufige Ausflüge in die Nachbarschaft. Durch sie lernte er im Hause des Herrn von Beulwitz, des ersten Gemahls Karolinens, am 7. September Goethe persönlich kennen, ohne daß freilich eine Annäherung erfolgte. Schiller zweifelte überhaupt, ob sie einander je näher kommen werden. So steif und zugeknöpft erschien ihm Goethe. Der Aufenthalt in Volkstädt dauerte bis Mitte August; dann zog er des „üblen Wetters" halber nach Rudolstadt selbst. Da blieb er noch bis Anfang November. Kurz nach seinem Geburtstag kehrte er mit schwerem Herzen nach Weimar zurück und setzte sein früheres eingezogenes Leben fort, eifrig seinen Studien obliegend.



Karoline von Beulwitz.

9. Kapitel.

Professur und Heirat.

Sein Geschichtswerk über den Abfall der Niederlande, das noch während seines Rudolstädter Aufenthalts erschienen war, brachte ihm großen Ruhm. Ihm hatte er es zu verdanken, daß er jetzt einen Ruf als Professor der Geschichte, bezw. Philosophie nach Jena erhielt, nachdem der Historiker Eichhorn nach Göttingen abgegangen war. Goethe selbst war es gewesen, der auf die Bitte der Frau von Stein, Lottens Freundin, sich für Schiller verwendete. Freilich war die Stelle ohne Gehalt, und das war bedenklich. Und dafür oder für das Kolleggeld allein sollte Schiller sich ganz der Geschichte widmen, wenigstens für längere Zeit, bis er sich eingearbeitet hatte. Das war also an und für sich kein großer Gewinn für den Dichter, wenn er diese Professur annahm. Körner riet ihm daher entschieden davon ab, da er keinen entsprechenden Ersatz für seine frühere Freiheit und Unabhängigkeit erhalten habe. Allein mit Rücksicht auf seine Beziehungen zu Charlotte von Lengefeld war ihm dieses Amt zunächst doch erwünscht. Er konnte jetzt, da mit dieser Professur doch ein Anfang mit einer festen staatlichen Stellung gemacht war, eher an eine Heirat denken. Darum griff er zu, obgleich er die Professur bald, ehe er sie nur angetreten hatte, zum Teufel wünschte. Nun wurde eifrig Geschichte studiert.

Zu seiner eigentlichen „Subsistenz" machte er allerlei Pläne, da er ja ohne Gehalt angestellt war und nur „durch immerwährende Tätigkeit sich eine leidliche Existenz verschaffen" konnte. Durch eine Sammlung von Memoiren und durch seine „Thalia" hoffte er den nötigsten Lebensunterhalt vorläufig zu gewinnen. In dieser frohen Zuversicht trat er sein Amt an. Am 26. Mai 1789 hielt er in dem größten Auditorium Jenas, das gedrängt voll war, seine erste Vorlesung; er bestand das „Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer", wie er an Körner schrieb. Das Thema seiner ersten

Vorlesungen bildete die Frage: Was heißt, und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Unter dem lebhaftesten Beifall setzte er darin den Unterschied zwischen dem Brotgelehrten und dem philosophischen Kopf und die Idee der Universalgeschichte auseinander. Es erschienen jedesmal etwa 400—500 Studenten, soviel eben das Auditorium fassen konnte. Das war für Schiller ein sehr ermutigender Anfang. Später, als die erste Neugier befriedigt war, blieb freilich die größere Zahl der Zuhörer wieder weg.

In diesem Sommer verlobte er sich in Lauchstädt (bei Halle), wohin sich die Lengefeldschen Schwestern zum Badeaufenthalt begeben hatten, insgeheim, ohne Wissen ihrer Mutter, mit Charlotte von Lengefeld. Da er noch kein festes Einkommen hatte, wagte er nicht sich bei Frau von Lengefeld um die Hand ihrer Tochter zu bewerben.

Um seiner Braut näher zu sein, verbrachte er die Herbstferien wieder in Volkstädt. Soviel nur immer möglich — denn er mußte sich für seine Wintervorlesungen vorbereiten und hatte für die „Thalia" zu arbeiten — war er im Lengefeldschen Hause, meist nachmittags. Die Abende mußten die Schwestern ihrer Mutter, der chère mère, wie sie im Familienkreise hieß, widmen. Durch die Geheimhaltung der Verlobung vor der Mutter war der Aufenthalt Schillers getrübt. Auch der Gedanke, daß Frau von Kalb jetzt ernstlich damit umging, ihre Ehe trennen zu lassen, um Schiller heiraten zu können, war für die Verlobten ziemlich deprimierend. Dazu kam, daß Schiller auch nach der Verlobung nicht minder großes Interesse für seine Schwägerin Karoline bezeigte. Das machte Lotte manche Sorgen, bis sie Schiller durch ein offenes Wort aufklärte.

Gegen Ende Oktober kehrte er nach Jena zurück und nahm seine alte Tätigkeit wieder auf. Er las Universalgeschichte von der fränkischen Monarchie bis Friedrich II. und (publice) über Geschichte der Römer. Weil er zuletzt angeschlagen, bekam er nur wenig Zuhörer. Dadurch wurde seine Lust, die ohnehin schon nicht groß war, noch mehr vermindert. Und es war ihm auch nicht zu verübeln, wenn er, ohne selbst die nötigen Mittel zum Leben zu besitzen, ohne Gehalt arbeiten sollte. Es reute ihn daher bald, „soviel er Haare auf dem Kopfe hatte", diesen Lehrstuhl übernommen zu haben. Die

Summe, die er für seine Kollegien einnahm, konnte er als Schriftsteller leichter verdienen. Er erwog daher allerlei Pläne zu einer festen, gesicherten Lebensstellung. Vor allem hoffte er auf ein „Etablissement" in Mannheim durch den Koadjutor Karl von Dalberg, den späteren Fürstprimas des Rheinbundes. Dieser Mann, der Bruder des Mannheimer Hoftheaterintendanten, schätzte Schiller sehr hoch. Er hat wieder gutgemacht, was jener an Schiller verbrochen hatte. Damals freilich war er nicht in der Lage, Schiller ein „Etablissement" zu gewähren. Später aber hat er ihn in freigebigster Weise unterstützt; er sandte ihm wiederholt große Summen Geldes zum Geschenk. Und nach dem Tode Schillers gewährte er dessen Witwe eine regelmäßige Pension.

Auf Dalberg konnte Schiller vorerst also nicht rechnen. Am einfachsten war ihm in seiner jetzigen Lage natürlich geholfen, wenn er für seine Lehrtätigkeit einen Gehalt erhielt. Er suchte daher, um eine Entscheidung herbeizuführen, um einen solchen nach. Und wirklich sagte ihm der Herzog 200 Taler zu. Schiller genügte das vorläufig. Was er mehr brauchte, hoffte er leicht als Schriftsteller zu erwerben. Er blieb also in Jena, während er anderseits fest entschlossen gewesen war, falls ihm der Gehalt verweigert würde, die Professur niederzulegen.

Unterdessen hatte er bereits bei der Frau von Lengefeld um Lottes Hand geworben. Die chère mère gab ihre Zustimmung, obwohl ihr Schillers Lage bekannt war. Sie achtete eben den Menschen in Schiller so hoch als den Dichter. Und darum zögerte sie nicht, ihm ihr Kind anzuvertrauen. Sie schrieb ihm: „Ja, ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, meine gute Lottchen, geben. Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen und Ihr edles Herz bürgt mir für das Glück meines Kindes, und dieses allein suche ich . . ."

Mit dem Neujahr 1790 war des Herzogs Karl August Gehaltszusage erfolgt. Einen Tag nachher bekam Schiller auf seinen Wunsch vom Herzog in Meiningen den Titel eines Hofrats. Er wollte damit seiner Schwiegermutter eine Freude bereiten, um Lottchen wenigstens einen entsprechenden Rang geben zu können.

Nun lag ihm alles daran, mit seiner Braut sobald als möglich verbunden zu werden. Er wünschte „gleich jetzt" zu heiraten. Und



Charlotte Schiller.
(Nach dem Ölgemälde von L. Simanowitz.)

in der Tat stand es nicht mehr lange an. Am 22. Februar wurde er in Wenigenjena, einem Dorfe bei Jena, in aller Stille, nur in Anwesenheit von Schwiegermutter und Schwägerin, von dem Ortsgeistlichen, einem kantischen Theologen, getraut. Er hatte alles Aufsehen vermeiden wollen, und es war ihm trefflich geglückt, allen Überraschungen, die Studenten und Professoren beabsichtigten, zu

entgehen. Nun war ihm das Glück zuteil geworden, nach dem er sich so lange gesehnt hatte. Von jetzt konnte er, wie er seinem Verleger Göschen schrieb, eigentlich erst sein Leben datieren.

Diese Heirat trug in ihrem Teil dazu bei, Schiller zu dem zu machen, was er geworden ist. Das Glück der Ehe half ihm über manche Widerwärtigkeiten des Lebens hinweg. Lotte hat, soviel an ihr lag, Schiller das Leben verschönert. Sie war ihm stets eine treue Gehilfin und in den Zeiten seiner schweren Krankheit die liebevollste Pflegerin.

Jetzt aber begann für ihn trotz allen Eheglücks der Ernst des Lebens erst recht. Er mußte den größten Teil seines Lebensunterhalts als Schriftsteller erwerben. Er machte sich daher an die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Göschen wollte sie in seinem Damenkalender erscheinen lassen. Das war eine große Arbeit. Im Juni schrieb er seinem Körner: „Ich bin täglich 14 Stunden lesend oder schreibend in Arbeit.“ Diese Zeit war natürlich nicht bloß dem Geschichtswerk gewidmet, sondern auch der Vorbereitung auf seine geschichtlichen Kollegien. Außerdem las er jetzt auch über die Theorie der Tragödie. Im Laufe der Zeit ist er tatsächlich von der Geschichte weg zur Philosophie und Ästhetik übergegangen. Dieses Gebiet lag ihm näher und bot ihm persönlich mehr Anregung.

Im September war das Geschichtswerk bis zur Schlacht bei Breitenfeld beendet. „Endlich der verdrießlichen Arbeit los“, schrieb er seiner Schwägerin. Welchen hohen Wert diese Tätigkeit für ihn hatte, sah er erst später, als er an seinem „Wallenstein“ dichtete. Das Geschichtsstudium war für ihn eine wichtige Vorarbeit dazu, wenn er auch damals lieber sich ganz der Poesie gewidmet hätte.

Von seiner angestrengten Tätigkeit ruhte er in Rudolstadt aus. Schon in den Osterferien hatte er dort Erholung gesucht und gefunden. Und jetzt beschäftigte er sich dort — freilich konnte er nur 12 Tage ganz ruhen — mit „Essen, Trinken und Schachspielen oder Blindekuhspielen“.

Ende Oktober begann er wieder seine Vorlesungen über europäische Staatengeschichte, Geschichte der mittleren und neuesten Zeit und über die Kreuzzüge.

Der letzte Tag dieses Monats (31. Oktober 1790) brachte ihm noch eine wichtige Überraschung: einen Besuch Goethes, der ihm von Körner und seinem Aufenthalt in Dresden erzählte. Es entspann sich ein philosophisches Gespräch über Kant zwischen ihnen. Die erste Annäherung beider Dichter erfolgte damit; das war der große Gewinn dieses Besuchs.

Mit Beginn des neuen Jahres (1791) treffen wir Schiller in Erfurt bei dem Koadjutor Karl von Dalberg, der ihn dringend eingeladen hatte. Er wohnte mit ihm einer feierlichen Sitzung der „Kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften“ bei. Auf Dalbergs Antrag wurde der Dichter selbst als Mitglied aufgenommen. Während seines Besuchs wurde Schiller aber plötzlich von einem heftigen Katarrhfieber ergriffen. Nach einigen Tagen scheinbar wiederhergestellt, begab er sich nach Jena zurück. Unterwegs stellte er sich sogar offiziell dem Weimarer Hofe vor, was er bisher unterlassen hatte. Zu Hause wiederholte sich aber die Krankheit in hohem Grade. Eine Lungenentzündung von sehr gefährlichem Charakter brach aus. Eine „hitzige Brustkrankheit“ brachte ihn dem Tode nahe. Und wenn er auch schließlich mit dem Leben davonkam, ganz hat er sich von diesem Anfall niemals erholt. Während seines Krankenlagers durfte er sich der tätigen Teilnahme seiner Freunde und Zuhörer — darunter des Dichters Novalis (Hardenberg) — erfreuen. Im Februar fühlte er sich etwas besser, er „wand sich allmählich aus dem kranken Zustand heraus“, fühlte aber, „wie sehr er seine Lunge zu schonen habe“ Der noch fortdauernde Schmerz auf einer bestimmten Stelle in seiner Brust beunruhigte ihn sehr.

Von Vorlesungen war natürlich zunächst keine Rede mehr; der Herzog dispensierte ihn auf seine Bitte bereitwillig davon.

Um jeder Anreizung zur Tätigkeit zu entgehen, verließ Schiller Jena und begab sich nach Rudolstadt. Hier hoffte er wie früher sich ganz erholen zu können. Aber leider sollte es diesmal nicht so rasch gehen. Im Gegenteil, das Leiden verschlimmerte sich noch mehr. Der Dichter selbst hatte eine Ahnung, als ob er diese Beschwerden behalten müßte. Im Mai hatte er noch zwei heftige Anfälle zu bestehen. Sie waren so stark, daß er „nicht anders

glaubte, als ob es sein Letztes wäre". Er nahm von allen den Seinigen schon Abschied und „drohte jeden Augenblick hinzusinken".

Bald ließ zum Glück die Krankheit nach, die Anfälle wiederholten sich zwar, aber in schwächerem Maße. Eine völlige Genesung trat nicht mehr ein. Es war der Anfang eines Lungenleidens, das über ihn gekommen war.

Bald hatte sich die Nachricht von der schweren Erkrankung Schillers verbreitet. Ja, wie es zu gehen pflegt, es hieß bald, er sei gestorben. Sogar bis nach Dänemark drang diese Kunde. Das veranlaßte etliche begeisterte Verehrer des Dichters in Kopenhagen zu einer Totenfeier für ihn in Hellebeck am Sund.

Es waren dies der Dichter Jens Baggesen, der Schiller in Jena persönlich kennen gelernt hatte, der Graf Schimmelmann und der Minister Schubert mit ihren Frauen. Diese wollten eben eine Feier zu Ehren des Lebenden veranstalten, als die Kunde von seinem angeblichen Tode eintraf. So wurde aus dem ursprünglich geplanten Freudenfest ein Totenfest. Drei Tage weilten sie am Meeresstrand. Bei der Feier wechselte Deklamation (das „Lied an die Freude") mit Musik und Reigen, die Knaben und Mädchen in Schäfertracht aufführten. Baggesen trug die Verse vor, die er zu dem Zweck gedichtet hatte:

Unser toter Freund soll leben,
Alle Freunde stimmt mit ein!
Und sein Geist soll uns umschweben,
Hier in Hellas Himmelhain!

Chor:

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein,
Seinem Geiste treu zu sein
Bis zum Wiedersehn dort oben.

Die ganze Feier trug trotz allen Ernstes einen gewissen heiteren Charakter, wie wenn die Beteiligten geahnt hätten, daß Schiller noch lebe. In der Tat ging es ihm wieder etwas besser. Sobald seine Schmerzen nachließen, griff er wieder zur Feder oder wenigstens zur Lektüre. Aber bald merkte er, daß er, um gesund zu werden, vorerst

alle Arbeit aufgeben müsse. Er begab sich daher zur Kur nach Karlsbad. Seine Frau und Schwägerin begleiteten ihn. Der Erfolg war nicht groß. Doch fand er sich wenigstens so weit gekräftigt, daß er die durch Wallenstein berühmten Stätten in Eger besuchen konnte. Auch fand er eine sehr passende Badegesellschaft, die ihm den Aufenthalt angenehm machte. Von seiner dortigen Lebensweise gibt uns das bekannte Bild von Reinhart, das Schiller zu Esel darstellt, eine gewisse Vorstellung.

Zur Nachkur folgte er einer neuen Einladung Dalbergs nach Erfurt. Er verlebte bei ihm recht heitere Tage. Mehr und mehr in seiner Gesundheit gekräftigt, begann er dort den „Dreißigjährigen Krieg" für Göschen fortzusetzen. Aber das ging doch sehr langsam. Er fühlte, daß er auf angestrengte Arbeit vorläufig verzichten müsse. Die Frage nach seiner künftigen Existenz machte ihm daher viel Kopfzerbrechen. Auf Dalbergs Vorschlag wandte er sich an seinen Herzog um Erhöhung seines Gehalts. Dieser sandte einen einmaligen Zuschuß. Zu einer dauernden Gehaltserhöhung erklärte er sich außerstande. Körner hatte auch seine Hilfe angeboten, aber es wäre für Schiller doch peinlich gewesen, die Mittel seines Freundes, in dessen Schuld er noch stand, von neuem in Anspruch nehmen zu müssen. In dieser mißlichen Lage, als Schiller keinen Ausweg mehr sah, erfolgte ganz unerwartet, wie von Gott gesendet, Hilfe aus Dänemark. Die beiden Verehrer der Schillerschen Muse, Prinz Christian von Holstein-Augustenburg, der Urgroßvater der jetzigen deutschen Kaiserin, und Graf Schimmelmann, hatten nämlich inzwischen durch Bag-



Prinz Friedrich Christian.

gesen von Schillers schwerer Erkrankung und von seinen Existenzsorgen gehört.

Rasch entschlossen boten sie dem Dichter am 27. November 1791 je 1000 Taler auf drei Jahre als Geschenk an, „um der Menschheit einen ihrer Lehrer zu erhalten“. Wie Schiller zumut war, als er diese Nachricht empfing, mag man sich denken. Er nahm das Anerbieten „mit dankbarem Herzen an, nicht weil die schöne Art, womit es getan ward, alle Nebenrücksichten bei ihm überwand, sondern weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben sei, es ihm gebiete“. Auf seine Gesundheit übte dies frohe Ereignis einen guten Einfluß aus. Wohl war das Lungenleiden nicht mehr zu bannen. Aber er war doch zunächst frei von pekuniären Sorgen. Und das war in seiner Lage schon viel. Er konnte es sich bequemer machen, mußte nicht so ängstlich auf seinen Lebensunterhalt bedacht sein. Ohne diese Unterstützung wäre er ein „Opfer seines Strebens“ geworden. Jetzt war es ihm möglich, ganz nach seinem Befinden seine Arbeit einzurichten. Er brauchte sich nicht dazu zu zwingen, wie das früher so oft der Fall gewesen war.

Zunächst plante er für das neue Jahr drei Reisen, nämlich: zu Körner, ins „Reich“, d. h. in seine schwäbische Heimat, und nach Karlsbad. Die beiden ersten wurden ausgeführt, nach Karlsbad kam er nicht mehr.

Den Winter über beschäftigte er sich, soweit es seine immer wieder sich erneuernden Krämpfe zuließen, mit der Fortsetzung des „Dreißigjährigen Krieges“, mit ästhetischen Studien und dem „Wallenstein“. Besonders der letztere zog ihn am meisten an. Er kam immer mehr zur Erkenntnis seines Dichterberufs. „Ich bin und bleibe bloß Dichter, und als Poet werde ich auch noch sterben“, so schrieb er damals seinem Körner. Zu diesem zog es ihn am meisten hin. Sobald die Witterung besser war und sein Zustand es ihm erlaubte, brach er auf. Vier Wochen lang blieb er mit seiner Lotte bei ihm in Dresden. Es waren schöne Tage, die er dort verlebte, obwohl er auch jetzt mit seinem Leiden zu kämpfen hatte.

Nach seiner Rückkehr war er gezwungen, ernstlich an die Fortsetzung des „Dreißigjährigen Krieges“ zu gehen. Göschen drängte; der Kalender mußte zeitig erscheinen. Also hieß es fest hinsitzen und

arbeiten. Glücklich kam das Werk zustande. Während er noch mit dem letzten Bogen beschäftigt war, erhielt er den Besuch seiner Mutter und Schwester Nanette. Das war ein frohes Wiedersehen für alle. Auch die Mutter war gerade erst von schwerer Krankheit genesen und hatte sich längst gesehnt, ihren Fritz wiederzusehen. Seit der Zusammenkunft in Bretten war es das erstemal wieder. Bald durfte sie ihn auch in der Heimat selbst umarmen.



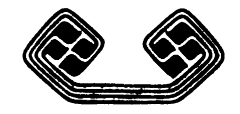
Nanette Schiller.

Im Herbst des Jahres (10. Oktober) 1792 wurde Schiller eine außergewöhnliche Ehrung zuteil: Die französische Nationalversammlung in Paris erkannte ihm das französische Bürgerrecht zu. Das an Monsieur Gille, Publiciste allemand, adressierte, von dem Minister Roland unterzeichnete Diplom gelangte freilich erst am 1. März 1798 durch Campe in Schillers Hände. Diese Auszeichnung hatte der Dichter seinen revolutionären Jugenddramen zu verdanken. Die französische Revolution verfolgte er mit regem Interesse. Für den unglücklichen König Ludwig XVI. gedachte er sogar sich in einer besonderen Denkschrift zu verwenden. Nach der Hinrichtung des Königs aber ließ er die angefangene Schrift liegen. Die „elenden Schindersknechte" ekelten ihn an. Sein Interesse an der Revolution schwand jetzt.

Mit dem Wintersemester nahm er seine bisher unterbrochenen Vorlesungen wieder auf. In seinem Studierzimmer las er ein Privatissimum über Ästhetik. Immer mehr vertiefte er sich in diese Wissenschaft. Er beabsichtigte, auf Ostern ein „Gespräch über die

Schönheit" unter dem Titel „Kallias" herauszugeben. Er kam jedoch nicht dazu. Erst später faßte er seine Theorie in den Briefen an den Herzog von Augustenburg zusammen.

Seine Gesundheit war in diesem Winter (auf 1793) leidlich, „weder besser noch schlimmer". Der „Würgengel" ging an ihm vorbei. Erst der Eintritt des Frühlings verschlimmerte seine Umstände und „führte die ganze Litanei der fatalen Zustände herbei". Das Übel setzte ihm so hart zu, daß ihm alle Lust am Denken und am Schreiben verdorben wurde. Mit dem Beginn der heißeren Jahreszeit besserte sich seine Gesundheit. Er konnte sich wieder ganz seinen ästhetischen Studien hingeben. Es entstand unter anderem seine berühmte Schrift „Über Anmut und Würde".



10. Kapitel.

In der Heimat.

Jetzt konnte er endlich daran denken, seine längst geplante Reise in die Heimat auszuführen. Seine Gesundheit hatte sich so gefestigt, daß er ein weit besseres Vertrauen zu ihr hatte als seit langer Zeit. Zudem erhoffte er von der Luft des Vaterlandes einen günstigen Einfluß auf seine Gesundheit. Anfangs August 1793 brach er mit seiner Frau in einem Mietwagen auf. Sein nächstes Ziel war die Reichsstadt Heilbronn am Neckar. Hier durfte er seinen Vater und seine Schwester Luise nach elf Jahren zum erstenmal wieder in die Arme schließen. Volle vier Wochen blieb er daselbst. Er wohnte zuerst in dem Gasthof „Zur Sonne“ und nachher in einem Privathaus. In dem Arzt Gmelin und Senator Schübler fand er sehr angenehme Gesellschafter. Von Heilbronn aus bat er den Herzog Karl um Erlaubnis zur Betretung des württembergischen Gebietes. Es erfolgte keine Antwort auf seine Anfrage. Es verlautete nur, der Herzog werde Schiller ignorieren, wenn er ins Land komme. Das genügte Schiller völlig. Er hatte von dem todkranken Herzog nichts mehr zu befürchten. Dieser hatte ihm zwar seine Flucht nie verziehen, aber jede Rache lag ihm fern. Schiller siedelte also nach Ludwigsburg über. Dort war er den Seinigen auf der Solitude näher. Er zog nicht direkt zu ihnen, sondern nach Ludwigsburg, weil dort sein Freund, der Arzt Wilhelm von Hoven, wohnte. Und auf dessen Hilfe rechnete er bei der bevorstehenden Geburt seines ersten Kindes. Er wohnte sogar in dessen Haus.

Kaum war er etliche Tage in Ludwigsburg, als das längst sehnlich erwartete Ereignis eintrat. Am 14. September (1793) wurde ihm sein erster Sohn Karl* geboren. Schiller war äußerst glücklich, nun auch ein Kind sein nennen zu dürfen. Der „Goldsohn“ war die Freude der Eltern und Großeltern. In Ludwigsburg selbst fand Schiller verhältnismäßig wenig Anregung. Die geistigen Interessen

* Vgl. 15. Kapitel: „Schillers Nachkommen.“



Luise Schiller.

(Zeichnung von Christophine Schiller; Original im Besitz von Luisens Urenkelin, Frau Amalie Kießling-Krieger in Möckmühl.)

seiner dortigen Freunde waren ganz verschieden von den seinigen. So war Hoven, um dessenwillen er vor allem nach Ludwigsburg übergesiedelt war, ganz in seinem ärztlichen Beruf aufgegangen und hatte seine dichterischen Jugendneigungen längst begraben. Von Hovens hohem Interesse und seiner warmen Freundschaft für den Dichter zeugt indes folgender Bericht von ihm, der um so wertvoller ist, als er der einzige ist aus jener Zeit, der uns Schillers Aussehen meldet: „Sein jugendliches Feuer war gemildert," heißt es darin, „er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen, an die Stelle der vormaligen Nachlässigkeit war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Aussehen vollendete das Interessante seines Anblicks. Leider war der Genuß seines Umganges häufig, fast täglich durch seine Krankheitsanfälle gestört, aber in den Stunden des Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich da der Reichtum seines Geistes! Wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz! Wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! Wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden." Aus diesem Bericht schaut uns das Bild des schwer leidenden Schiller entgegen. Aber mit welchem Heroismus hat er seine Leiden getragen und trotz des Leidens seine gewaltigen Geisteswerke geschaffen!

In Ludwigsburg erstreckte sich seine literarische Tätigkeit hauptsächlich auf die Ästhetik. Hier begann er seine ästhetischen Briefe, die er seinem Wohltäter, dem Herzog von Augustenburg, widmete, und die nachher, umgearbeitet, in den „Horen" erschienen. Auch der „Wallenstein" beschäftigte oft seine Gedanken. Eine geistvolle Rezension von Matthissons Gedichten, den er in Ludwigsburg kennen gelernt hatte, entstammt ebenfalls jener Zeit.

Daneben fand er noch Muße und Kraft, seinem alten Lehrer Jahn bisweilen eine Schulstunde abzunehmen, indem er für ihn Geschichte dozierte.

Während seines Aufenthaltes in seiner Heimat fanden zwei Ereignisse statt, die ihn eigentümlich berühren mußten: Der Tod des Herzogs Karl Eugen und die Aufhebung der Karlsschule. Der Mann, der einen Schiller nach seinem Willen lenken wollte, mußte es erleben, daß dieser größte Geist, der aus seiner Anstalt hervorging, trotz seiner gewaltsamen Eingriffe das wurde, wozu ihn der Schöpfer bestimmt hatte. Wie klein mußte sich der Herzog Karl vor-



Schillers Vater. (Nach dem Ölgemälde von L. Simanowitz.)

kommen, wenn er darüber nachdachte! Welch merkwürdige Fügung, daß während Schillers Anwesenheit in Schwaben der Mann sterben mußte, der ihn bändigen zu können glaubte, daß sein Glanz verblaßte vor dem neuaufgehenden Gestirn, vor Schiller! Und wie wunderbar! Jetzt nahm auch des Herzogs glänzendste Schöpfung, die freilich viel Schein in sich barg, ein Ende, nicht ohne daß kurz zuvor die Zöglinge von „Karls hoher Schule“ Schiller bei einem Besuche eine begeisterte Huldigung dargebracht hatten. Es war gewissermaßen eine Sühne für das schwere Unrecht, das der Schöpfer der Anstalt Schiller zugefügt hatte.



Schillers Mutter. (Nach dem Ölgemälde von L. Simanowitz.)

Im März des Jahres 1794 siedelte Schiller nach Stuttgart über. Der Entschluß dazu war in ihm ziemlich rasch gereift, als er erfuhr, daß ein kaiserliches Lazarett nach Ludwigsburg komme, und daß die Gefahr einer Ansteckung nicht ausgeschlossen sei. Er wohnte in einem Gartenhaus der Augustenstraße (9½). Der Aufenthalt in Stuttgart war für seinen Verkehr und seine geistige Anregung sehr angenehm. Dort lebte eine Menge von Freunden und Bekannten, die er von der Akademie her kannte, oder mit denen er als Regimentsmedikus in Berührung gekommen war. Unter den wichtigsten

ist der Bildhauer Dannecker zu nennen; dieser modellierte damals die Büste seines Jugendfreundes, nach der er später die berühmte Kolossalbüste geschaffen hat, die sich jetzt in dem Stuttgarter Museum der bildenden Künste befindet. Auch ein Porträt Schillers stammt aus diesen Tagen. Ludovika Simanowitz, des Dichters gleichaltrige Jugendfreundin, malte damals Schiller und seine ganze Familie. Außerdem verkehrte Schiller viel mit den Bildhauern Hetsch und Scheffauer, dem Kupferstecher Müller, der damals das Graffsche Bild des Dichters stach, dem kunstsinnigen Kaufmann Rapp, Danneckers Schwiegervater, dem Dichter Matthisson und dem Musiker Zumsteeg, seinem früheren Akademiegenossen. Sodann zog ihn der katholische Hofkaplan Werkmeister als Kantianer an. Von größter Bedeutung für ihn war jedoch die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Cotta in Tübingen. Zuerst kam er durch Vermittlung des Epigrammatikers Friedrich Haug mit ihm in Berührung. Dieser hatte nämlich in Cottas Namen Schiller um ein Verlagswerk gebeten. Persönlich lernte ihn Schiller sodann bei einem Besuch in Tübingen kennen, den er seinem Lehrer Abel daselbst abstattete. Darauf machte Cotta Schiller kurz vor seiner Abreise einen Gegenbesuch. Sie unternahmen miteinander eine Spazierfahrt ins Neckartal. Auf dem Rückweg besuchten sie den Kahlenstein, das heutige Schloß Rosenstein bei Cannstatt. Hier machte Cotta dem Dichter den Plan einer Zeitung, der „Allgemeinen Europäischen Staatenzeitung“, aus der die heutige „Münchener Allgemeine Zeitung“ hervorgegangen ist. Aber Schiller schien diese Tätigkeit „zu anstrengend, zu unabsehbar und für den Verleger zu riskant, wenn er kränker werden sollte“. Ebenso kam der Plan einer literarischen Monatsschrift zur Sprache; dieser fand seine Ausführung in den „Horen“, die in den Jahren 1795—1797 erschienen. Doch dies war nur der Anfang der geschäftlichen Verbindung. Bald verlegte Cotta fast alle Geisteserzeugnisse Schillers, und durch Schiller wurde er auch Goethes Verleger. Zwei Tage nach diesem bedeutsamen Ausflug, am 6. Mai, verließ Schiller gehobenen Muts, wenn auch immer noch kränkelnd, seine Heimat, die er nicht mehr sehen sollte. Am 15. Mai kam er, nachdem er unterwegs seine Schwester Christophine in Meiningen besucht hatte, mit den Seinigen glücklich in Jena an.

11. Kapitel.

Im Bunde mit Goethe.

Nach seiner Rückkehr war eines seiner wichtigsten Geschäfte die Gründung der „Horen". Es gelang ihm, sich die Mitarbeiterschaft der ersten Schriftsteller zu sichern. Und auch Goethe wollte „mit Freuden und vom ganzen Herzen von der Gesellschaft sein". Damit war der Bund zwischen Goethe und Schiller, wenn vielleicht auch noch unbewußt, besiegelt. Schon vorher nämlich waren beide nach einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft in Jena zusammengetroffen und hatten ein Gespräch über die Urpflanze geführt, das freilich nicht dazu diente, eine Annäherung zwischen beiden herbeizuführen. Das geschah erst bei einem zweiten Zusammentreffen im Juli, wo sie sich über Kunst und Kunsttheorie unterhielten. Kurze Zeit nachher zog Schiller in einem langen Brief die Summe des Goetheschen Geistes. Dadurch tilgte er den alten Widerwillen Goethes gegen sich vollständig. Die erste Folge war eine Einladung Goethes zu einem Besuch in Weimar. Schiller kam und verbrachte 14 Tage bei Goethe. Der Gewinn dieses Aufenthaltes war groß. Schiller lernte Goethe als Menschen schätzen



Goethe.

und dessen Dichterkraft bewundern. Außer Goethe trat ihm jetzt Wilhelm von Humboldt, der seinen Wohnsitz in Jena aufgeschlagen hatte und in seiner Nachbarschaft wohnte, näher, und ebenso zog ihn Fichte an. Der Umgang mit beiden war für seine philosophisch-ästhetischen Studien, denen er jetzt für seine „Horen" oblag, von hohem Gewinn.

Durch Schillers Aufenthalt in Schwaben waren seine Landsleute wieder mehr auf ihn aufmerksam geworden. Im Anfang des Jahres 1795 wurde durch die Vermittlung seines früheren Lehrers Professor Abel der Versuch gemacht, ihn für Tübingen zu gewinnen. Schiller vernahm diese Kunde nicht ungern. Die Aussicht war für ihn in mancher Beziehung verlockend; aber er mußte ablehnen, da er infolge seines Leidens sich außerstande sah, akademische Verpflichtungen auf sich zu nehmen. Man wiederholte den Ruf und wollte ihn jeder Verpflichtung zu Vorlesungen entbinden und es ihm ganz freistellen, wie er auf die Studenten einwirken wolle. Auch jetzt lehnte er ab, so sauer es ihm ward, benützte aber diesen neuen Ruf dazu, seinen Herzog um Verdopplung seines Gehaltes zu bitten für den äußersten Notfall, wenn ihn seine Krankheit hindern sollte, mit der Feder seinen Lebensunterhalt zu verdienen, und wenn ihm nicht von andern Orten her eine Pension bezahlt werden sollte. Karl August ging mit Freuden auf Schillers Wunsch ein, und nun blieb der Dichter in Jena. Und er hatte es nicht zu bereuen. Durch den Verkehr mit Goethe wurde er für den Verzicht auf Tübingen



Wilhelm von Humboldt.

reich entschädigt. Goethe kam von jetzt an bis zu Schillers Übersiedlung nach Weimar gar häufig nach Jena. Wochenlang hielt er sich dort auf, um mit Schiller beratschlagen zu können. Damals gerade entstand sein „Wilhelm Meister". Schiller war ganz entzückt davon. An diesem Werk fühlte er den unendlichen Abstand zwischen dem Leben und dem Räsonnement. Es drängte sich ihm die Überzeugung auf, daß der Dichter der einzig wahre Mensch sei. Darum schloß er seine „philosophische Bude", zumal da Humboldt nach Berlin verreiste, und kehrte zur Poesie zurück. Trotz der vielen Geschäfte, die ihm die Redaktion der „Horen" bereitete, entfaltete er eine wunderbare Schaffenskraft in der Dichtung. Damals entstanden verschiedene der bedeutendsten seiner philosophischen Gedichte: „Das Reich der Schatten", „Die Ideale", „Das verschleierte Bild zu Sais" u. a. Die neue Beschäftigung mit der Dichtkunst veranlaßte ihn, sich selbst Rechenschaft zu geben über seine Art zu dichten. Zugleich wollte er die Grundsätze aufstellen, nach denen jede Dichtung zu beurteilen sei. Er tat dies in dem Aufsatze „Über naive und sentimentalische Dichtung". Gegen Ende des Jahres 1795 ergriff ihn der Gedanke der „Xenien" mit aller Macht. Goethe, durch persönliche Erfahrungen gereizt, hatte ihn dazu angeregt. Durch allerlei hämische Angriffe auf die „Horen" war Schillers Unwillen längst erwacht; darum stimmte er jetzt Goethe freudig bei. Er sah in diesem Unternehmen ein treffliches Mittel, sich an seinen Gegnern zu rächen. Mit allem Eifer machten sich beide an die Arbeit. Bald lag eine stattliche Anzahl von Xenien vor. Goethe kam zur Beratung wiederholt nach Jena, und Schiller brachte zu diesem Zweck einen ganzen Monat in Weimar zu. Häufig wanderte das „Xenien"-Manuskript zwischen Weimar und Jena hin und zurück. Im Sommer 1796 war die Arbeit fertig, und im September des Jahres erschienen „die mordbrennerischen Füchse", wie sie Schiller einmal nennt, in dem berühmten Xenienalmanach für 1797. Dieser machte gewaltiges Aufsehen und erlebte noch im gleichen Jahre eine neue Auflage. Die „Xenien" riefen eine Menge Antixenien hervor.

Die beiden Dichter aber erwiderten nicht, sie befleißigten sich jetzt großer und würdiger Kunstwerke. Schiller machte sich mit allem Eifer an den „Wallenstein".



In seiner Familie auf der Solitude erlebte er in diesem Jahr zwei schmerzliche Ereignisse. Im März starb seine jüngste Schwester, Nanette. Es war ein hoffnungsvolles, begabtes Mädchen, das ihren berühmten Bruder hochverehrte und dessen Dichtungen mit großem Verständnis vortrug.

Grab von Schillers Vater und Schwester in Gerlingen.

Im September erlag sein Vater * einem langen Siechtum. Schiller hatte alles aufgeboten, um dem Vater das Krankenlager zu erleichtern. Da er selbst ihn nicht pflegen konnte, so hatte er auf seine Kosten seine Schwester Christophine nach der Solitude gesandt. Aber alle Pflege von Weib und Kindern ver-



(Nach Photographien von Ernst Wanner in Stuttgart.)

* Er liegt mit seiner Tochter Nanette auf dem Kirchhof von Gerlingen bei der Solitude begraben. Ihre Gräber, hart an der Kirche nebeneinander gelegen, sind erst seit Sommer 1900 wieder bekannt und jetzt durch eine Gedenktafel kenntlich gemacht.

mochte den Todkranken nicht mehr zu retten. Sein Tod ging ihm sehr zu Herzen, besonders um seiner Mutter willen. Für diese jetzt zu sorgen, ließ er sich sehr angelegen sein. „Was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beste Mutter. Es ist meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt." So schrieb er ihr, und durch Cotta ließ er ihr nun regelmäßige Geldunterstützungen zugehen, so lange sie lebte.

Noch kurz vor dem Tode seines Vaters, am 11. Juli, wurde ihm sein jüngster Sohn Ernst* geboren. Ein freudiges Ereignis bei all den traurigen Nachrichten von der Solitude her!

Zur Erhaltung seiner Gesundheit schien es ihm nötig, sich möglichst viel im Freien aufhalten zu können. Daher erwarb er sich im Anfang des Jahres 1797 ein Gartenhaus in Jena. Als er am 2. Mai dort einzog, fühlte er sich äußerst wohl auf seinem eigenen Grund und Boden. Solange er in Jena lebte, und solange ihm der Garten gehörte, verbrachte er den Sommer in demselben. Hier entstand wesentlich der „Wallenstein" — noch heute steht der Steintisch da, an dem er bei gutem Wetter im Freien zu arbeiten pflegte. Der „Wallenstein" blieb jetzt seine Hauptarbeit. Er legte ihn nur zurück, wenn andere dringende Arbeiten zu erledigen waren, wie der Musenalmanach. Für diesen dichtete er eine Anzahl seiner schönsten Balladen (Balladenjahr), wie: Der „Taucher", „Handschuh", „Ring des Polykrates" u. a.

Auch die „Horen" brachten manche Unterbrechung. Doch beschloß er sie in diesem dritten Jahrgang (das letzte Stück erschien allerdings erst anfangs 1798), da die Teilnahme des Publikums nachgelassen hatte. Die vielen Übersetzungen und philosophischen Abhandlungen in ihnen entsprachen dem Wunsch eines großen Teils der Leser nicht. Doch enthalten sie viele vorzügliche Arbeiten der ersten Schriftsteller jener Zeit. Schiller selbst lieferte eine große Anzahl Gedichte und historische und philosophische Abhandlungen; Goethe Gedichte und prosaische Dichtungen; Herder Gedichte; W. v. Humboldt Aufsätze zur Kunst; August Wilhelm Schlegel Übersetzungen aus Dante und Shakespeare ꝛc. Auch Alexander von Humboldt, Körner, Hölderlin, Engel, Matthisson, Kosegarten u. a. waren beteiligt.

* Vgl. 15. Kapitel.



Schillers Gartenhaus in Jena

Für den „Wallenstein" zeigte Goethe das größte Interesse. Er sprach mit Schiller wiederholt eingehend über das Stück. Goethe war es auch, der Schiller riet, sein Drama in drei Stücke zu trennen. Das machte neue Arbeit. Oft seufzte er unter der Last seiner Aufgabe, da sein Leiden ihn gar viel an der Arbeit hinderte. Am 12. Oktober 1798 erlebte das soeben beendete „Lager" seine Erstaufführung in Weimar. Ende Dezember waren die „Piccolomini" fertig; sie wurden am 30. Januar 1799 zum erstenmal gespielt. Der Dichter gab über diese die Erklärung ab: Im Ganzen dieses Stückes habe ich mein Wesen ausgesprochen. Das dritte Stück, „Wallensteins Tod", war schon kurze Zeit nachher, am 17. März, beendigt und wurde am 20. April aufgeführt. Nach der Vollendung des „Wallenstein" suchte der Dichter nach einem neuen Stoff; er hatte keine Ruhe, solange er nicht in einer neuen Arbeit steckte. „Ich befinde mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer als in der bisherigen Sklaverei . . ., ich werde nicht eher ruhig sein, bis ich meine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet sehe", schrieb er Goethe am 19. März 1799. Nach einigem Schwanken machte er sich an die „Maria Stuart". Am 26. April 1799 begann er mit dem Studium des Prozesses der Maria Stuart. Den Mai brachte Goethe in Jena zu. Schiller beriet mit ihm über sein neues Stück, das er nach dessen Abreise eifrig fortsetzte.

Im Juli wurde ihm das Glück zuteil, der Königin Luise von Preußen und dem König Friedrich Wilhelm III. vorgestellt zu werden. Das preußische Königspaar wohnte nämlich der Aufführung von „Wallenstein" am 2. Juli in Weimar bei. Die edle Königin Luise bezeugte dem Dichter wiederholt ihre Anerkennung.

Seit seiner Rückkehr zum Drama fühlte Schiller immer mehr das Bedürfnis, dem Theater näher zu sein. Er wußte ganz genau, welch großen Vorteil der unmittelbare Verkehr mit dem Theater ihm in seinem dramatischen Schaffen gewähre. Da er nun die nächsten sechs Jahre ausschließlich dem Drama widmen wollte — gerade soviel waren ihm noch dazu vergönnt! — so faßte er den Entschluß, die Wintermonate in Weimar zuzubringen. Goethe bestärkte ihn darin. Nun war aber dazu eine doppelte Wohnung

nötig. Das kostete doppelt. Schiller bat daher den Herzog um Erhöhung seines Gehaltes. Dieser gewährte ihm 200 Taler. Schiller bezog also jetzt zusammen 400 Taler Gehalt. Das war nicht viel, aber man muß bedenken, daß er seit Jahren keine Vorlesungen mehr hielt. Trotzdem war er im Jahre 1798 zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt worden. Der Übersiedlung nach Weimar stand also in dieser Hinsicht nichts mehr im Wege. Ehe er sie jedoch vornehmen konnte, verfiel seine Frau nach der Geburt des dritten Kindes, Karoline (vgl. 15. Kapitel), in ein schweres Nervenfieber, das volle sechs Wochen dauerte. Schiller pflegte die Kranke mit großer Sorgfalt; alle andere Arbeit ließ er liegen. Ende November genas die Frau, und schon am 3. Dezember 1799 fand der Umzug statt. Schillers Schwager Wilhelm von Wolzogen, der jetzt Geheimrat in Weimar war, Goethe und Frau von Stein erleichterten ihn, so gut sie konnten.



12. Kapitel.

Wieder in Weimar.

Schiller hatte nun erreicht, was er wollte. Er war wieder in Weimar und blieb auch dort für immer. Von einer Rückkehr war eigentlich nicht mehr die Rede, wenn er auch später noch einige Monate in seinem Jenaer Gartenhaus zubrachte. Er fühlte sich bald so heimisch in Weimar, daß er wohl kaum mehr daran dachte, nach Jena zurückzukehren. Der beständige Verkehr mit Goethe und dem Wolzogenschen Haus, auf den er sich im wesentlichen beschränkte, ward ihm ein solches Bedürfnis, daß er ihn nicht mehr missen konnte. Es war dies sein „eigentliches Lebenselement". Dazu kam das Theater, um dessentwillen er ja nach Weimar gezogen war' da es in Jena an einem solchen fehlte.

Neben seiner „Maria Stuart" beschäftigte ihn jetzt Shakespeares „Macbeth", den er für das Weimarer Theater bearbeitete, und die Sammlung seiner Gedichte. Im Februar des neuen Jahres (1800) wurde er in seiner Arbeit durch Krankheit gestört. Ein heftiges Katarrhfieber lähmte seine Kraft für längere Zeit. Doch konnte er im Juni seine „Maria" vollenden. Am 14. desselben Monats wurde sie in Weimar zuerst aufgeführt.

Sofort nach Abschluß der „Maria Stuart" begann er „Das Mädchen von Orleans", wie er seine „Jungfrau von Orleans" zuerst benannte. Sie „floß ihm mehr aus dem Herzen als die vorigen Stücke". Am Ende des Jahres war er schon ziemlich weit vorgerückt; im April des nächsten Jahres (16. April 1801) vollendete er diese „romantische Tragödie". Eine Aufführung in Weimar unterblieb zunächst, da der Herzog, obgleich das Stück auf ihn, der der französischen Literatur huldigte, eine unerwartete Wirkung gemacht hatte, aus persönlichen Gründen dagegen war. Die erste Aufführung erfolgte in Weimar erst später. Vorher aber sah der Dichter sein Werk in Leipzig.



Schiller-Haus in Weimar.

Nach der „Jungfrau von Orleans“ erwog Schiller allerlei Pläne zu neuen Arbeiten. Er schwankte zwischen den „Maltesern“, „Der Braut von Messina“, dem „Warbeck“ u. a. Den letzteren setzte er eine Zeitlang fort.

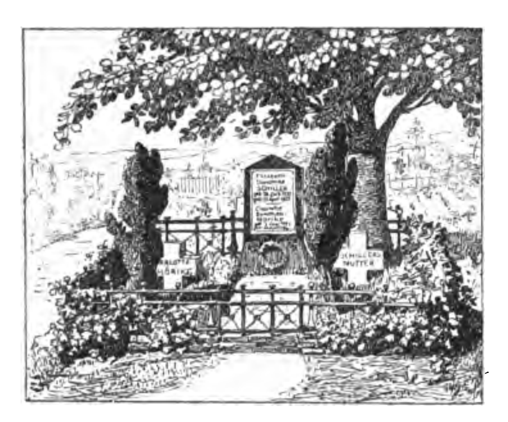
Im Sommer 1801 besuchte er endlich auf wiederholte Einladung seinen Freund Körner. Er verbrachte bei diesem, anfangs auf dessen Weinberghaus in Loschwitz, dann in Dresden selbst wohnend, fröhliche Tage. Er lebte dort wieder ganz auf in fröhlichen

Jugenderinnerungen („Don Karlos"). Die Kunstschätze Dresdens, um die er sich bei seinem ersten Aufenthalt daselbst wenig gekümmert hatte, erregten jetzt sein Interesse in hohem Grade. Allerlei Pläne und Ideen beschäftigten seinen Geist. Über sechs Wochen war er bei Körner. Auf der Rückreise begleitete ihn sein Freund bis Leipzig. Dort wurde dem Dichter zu Ehren seine „Jungfrau" aufgeführt (17. September). Bei dem Austritt aus dem Theater war er der Gegenstand lebhaftester Ovationen. Nach Hause zurückgekehrt, setzte er seinen „Warbeck" fort und übersetzte Gozzis Märchen „Turandot" in freier metrischer Bearbeitung. Sodann sorgte er für die Aufführung von Lessings „Nathan", den er für die Bühne eingerichtet hatte.

Für seine geistigen Bedürfnisse fand er in dem von Goethe im Herbst dieses Jahres gestifteten „Mittwochkränzchen" Anregung und Unterhaltung. Außer Goethe, Schiller, Wolzogens und Professor Heinrich Meyer, Direktor der Weimarer Zeichenschule (der „Kunstmeyer"), zählte der Verein meist weibliche Mitglieder von Hof und Adel, darunter Amalie von Imhof und Fräulein von Göchhausen.

Im Jahre 1802 erwarb sich Schiller ein eigenes Haus. Seitdem er in Jena eigenen Grund und Boden besessen und die Wohltat eigenen Besitztums genossen hatte, war es ihm auch in Weimar stets angelegen, wieder ein Haus sein zu nennen. Unerwartet bot sich ihm Gelegenheit zum Ankauf eines Hauses. Er griff zu und kaufte es. Am 29. April zog er ein. Aber wie merkwürdig! An demselben Tag starb seine geliebte Mutter, die schon seit einigen Jahren schwer krank gewesen war.* Längst hatte ihr Leiden ihm viele Sorgen bereitet. Es war sein Wunsch gewesen, daß sie nach Ludwigsburg ziehe und sich von seinem Freunde Hoven behandeln lasse; aber die Umstände bestimmten die Mutter, zu ihrer Tochter Luise zu ziehen, die den Pfarrer Frankh in Cleversulzbach bei Weinsberg geheiratet hatte. Hier wurde ihr die sorgfältigste Pflege in jeder Beziehung zuteil. Der Sohn unterstützte sie so gut als möglich. Er übernahm alle Kosten, die die

* Sie ruht auf dem Friedhof von Cleversulzbach neben Mörikes Mutter. Eine gemeinsame eiserne Umfriedigung umschließt beide Gräber; ein gemeinsamer Grabstein steht in der Mitte, während noch auf jedem einzelnen Grab ein kleines steinernes Kreuz sich befindet. Das eine trägt die Aufschrift „Schillers Mutter", von Mörike selbst eingemeißelt (s. S. 72).



Die Grabstätte von Schillers Mutter auf dem Friedhofe in Cleversulzbach.

Krankheit verursachte, und wünschte, daß alles aufgeboten werde, um die Mutter zu retten. Aber es war vergeblich, die Nachrichten von ihrem Befinden lauteten immer bedenklicher. Bald ahnte der Sohn ganz bestimmt und sicher, daß seine Mutter dem Tode zum Opfer gefallen sei, noch ehe er die Nachricht davon erhalten hatte. Und als diese wirklich eintraf und er erfuhr, daß sie an demselben Tag aus dem Leben geschieden war, an dem er in sein Haus eingezogen war, da ward er von einer solchen Verflechtung der Schicksale, wie er Goethe schrieb, schmerzlich angegriffen. Es war das für ihn, den kranken Mann, eine ernste Mahnung an den Tod. Er ahnte wohl, daß er bald seiner Mutter nachfolgen werde, daß das Haus, in dem er sich behaglich eingerichtet hatte, bald auch sein Sterbehaus werde.

Kurz vorher war eine merkwürdige Feier zu Schillers Ehren geplant worden. Der Lustspieldichter Kotzebue hatte sich nämlich kürzlich in Weimar niedergelassen. Er wünschte nun ebenfalls in Goethes Mittwochkränzchen aufgenommen zu werden. Das wurde ihm aber abgeschlagen. Daher suchte er sich zu rächen. Dies hoffte er am leichtesten durch Entzweiung der beiden Dichterheroen zu erreichen. Zu dem Ende beabsichtigte er im Stadthaus eine öffentliche Verherrlichung Schillers. An dessen Namenstag, am 5. März, sollten Szenen aus seinen Werken dargestellt werden und die ganze Feier mit einer Krönung von Schillers Büste schließen. Aber das Unternehmen wurde vereitelt, weil der Saal und die Büste für die Feier verweigert wurden. Schiller freute sich herzlich über diesen Ausgang der Sache. Seine Frau, Charlotte, die auch sonst literarisch

tätig war, verspottete den Dichter Kotzebue als „Herrn Firlefanz“ in einem später gedruckten Schwank „Der verunglückte 5. März“.

Eine wirkliche Auszeichnung wurde Schiller später noch in demselben Jahre zuteil. Auf Veranlassung des Herzogs Karl August wurde er vom Kaiser in den erblichen Adelsstand erhoben. Aus dieser Ehrung machte er sich persönlich nicht viel; aber seiner Gattin zulieb, die selbst aus einem adeligen Hause stammte, und um seiner Kinder willen ließ er sie „sich gefallen“. Er selbst hatte nie einen Wunsch danach geäußert.

Inzwischen war er immer noch mit seiner „Braut von Messina“ beschäftigt; an Silvester des Jahres war er mit der Hauptsache fertig. Daneben trieb er bereits Quellenstudien zu seinem „Tell“. Auch waren im Laufe des Jahres, durch das Mittwochkränzchen veranlaßt, verschiedene lyrische Gedichte entstanden.

Am 1. Februar 1803 war die „Braut“ vollendet. Am 19. März fand die erste Aufführung in Weimar statt. Der Erfolg war vorzüglich, das bewies der lebhafte Beifall, der im Weimarer Hoftheater etwas Unerhörtes war. Dem jungen Dr. Schütz aus Jena, der den Anlaß dazu gegeben hatte, trug dies sogar eine Rüge von der Polizei ein.



Luise Franckh, geb. Schiller.

Auf den Wunsch des Herzogs bearbeitete Schiller jetzt zwei französische Lustspiele. Sie führen den Titel „Der Parasit“ und „Der Neffe als Onkel“. Seine Haupttätigkeit aber bildete das ganze Jahr über der „Tell“, der ihn beständig in Atem hielt. Nur zur Erholung gönnte er sich kurze Ruhe in dem Bad Lauchstädt bei Halle. Dort durfte er besonders von der akademischen Jugend Halles

viel Liebe und Verehrung erfahren. Das war in hohem Maße der Fall bei der Aufführung seiner „Braut von Messina" während eines furchtbaren Gewitters. Die Studenten feierten ihn nachher in einem Kommers und brachten ihm noch ein Ständchen.

Im August 1803 kam der König Gustav IV. von Schweden auf Besuch an den Weimarer Hof. Ihm zu Ehren wurde „Wallensteins Tod" aufgeführt. Als Anerkennung besonders auch für die „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" ließ er dem Dichter einen Brillantring überreichen. „Der erste Vogel dieser Art, der Schiller ins Haus geflogen kam." Er fühlte sich sogar veranlaßt, diese Auszeichnung persönlich in der „Allgemeinen Zeitung" bekannt zu geben.

Eine Bekanntschaft anderer Art sollte Schiller noch am Ende des Jahres machen. Da kam nämlich die berühmte französische Schriftstellerin Madame de Staël auf ihrer Reise durch Deutschland auch nach Weimar. Die lebhafte Französin, die es gerade auf die Weimarer Dichter abgesehen hatte, störte ihn in seiner Arbeit am „Tell" gewaltig. Schiller verwünschte daher den Verkehr mit dem gebildetsten und geistreichsten, aber auch beweglichsten, streitfertigsten und redseligsten weiblichen Wesen, bei dem man sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln müsse. Als sie endlich nach Berlin weiterreiste, fühlte er sich ganz erleichtert; ein wahrer Alp war von ihm genommen.

Trotz aller Störung aber gelang es ihm, den „Tell" am 18. Februar 1804 zu beendigen. Am 17. März wurde er zuerst in Weimar „mit größtem Succeß" gegeben.

Schon vor der Aufführung des Tell nahm er sein letztes Stück in Angriff, das er freilich nicht mehr vollenden durfte, seinen „Demetrius". Aber ehe er damit noch recht fortgeschritten war, unternahm er eine Reise nach Berlin. Die Verhältnisse in Weimar behagten ihm nicht recht; er äußerte wiederholt, daß er dort nicht absterben wolle. Nun hatte ihn Iffland, der Theaterdirektor in Berlin war, schon wiederholt eingeladen, dorthin zu kommen. Jetzt entschloß sich Schiller zu folgen. Er hoffte, eine wesentliche Verbesserung in seiner Existenz damit zu erreichen. Am 1. Mai traf er in Berlin ein. Er fand überall die beste Aufnahme. Alles kam dem

berühmten Dichter mit der größten Hochachtung und Liebe entgegen. Ihm zu Ehren führte Iffland seine Stücke auf. Schiller fühlte sich hochbeglückt, zumal als die Königin Luise den Wunsch äußerte, daß er sich in Berlin niederlassen möge. Es wurden deshalb Verhandlungen mit ihm angeknüpft, und alles schien für ihn günstig auszufallen. Nach Hause zurückgekehrt, machte er seinem Herzog Mitteilung von seinen Berliner Aussichten. Dieser versprach ihm, wenn er bleibe, 400 Taler Zulage, also Verdopplung seines Gehalts, mit dem Versprechen, bei ehester Gelegenheit das Tausend voll zu machen. Nun beschloß Schiller in Weimar zu bleiben; er wünschte nur einige Monate zuweilen in Berlin zubringen zu können. In diesem Sinne schrieb er nach Berlin; er wolle gegen 2000 Reichstaler Gehalt mehrere Monate des Jahres dort zubringen, von Weimar ganz wegzuziehen, verbiete ihm die Rücksicht auf den Herzog. Damit war man aber in Berlin nicht einverstanden; er bekam gar keine Antwort auf sein Schreiben. Der preußische Hof wollte ihn eben ganz haben, und da das nicht ging, so verzichtete er lieber völlig.

Schiller blieb also in Weimar, und er hatte es nicht zu bereuen. Es wäre ihm, wenn es wirklich doch so weit gekommen wäre, eine Trennung von seinen Verwandten, von Goethe und vielen anderen Weimarer Freunden zu schwer gefallen. Er hatte sich ganz in die Weimarer Verhältnisse eingelebt, und für ihn als kranken Mann wäre ein neues Einleben in Berlin, zumal in die Hofverhältnisse, nicht so leicht gegangen.

Wie schwankend seine Gesundheit war, das sollte er nur zu bald wieder erfahren müssen. Im Juli begab er sich nämlich mit seiner Familie nach Jena, um seinen erprobten Hausarzt Dr. Stark in der Nähe zu haben, da die Geburt eines Kindes bevorstand. Kaum war er in Jena angelangt, als er sich bei einer Spazierfahrt im Dornburger Tal erkältete und schwerkrank wurde. Während er darniederlag, wurde seine jüngste Tochter, Emilie,* geboren. Die Folgen dieser Erkältung hielten lange an; ja, Schiller erholte sich eigentlich gar nicht mehr davon. Im Oktober nahmen zwar seine Kräfte wieder zu, und er konnte seine Arbeit am „Demetrius"

* Vgl. 15. Kapitel.

wieder fortsetzen. Aber bald kam ein neuer Anlaß, der ihm die Schwäche seiner Gesundheit wieder recht fühlbar machte. Der Erbprinz von Weimar hatte nämlich die russische Prinzessin Maria Paulowna geheiratet. Das junge Paar sollte in Weimar festlich empfangen werden. Zu seiner Begrüßung verfaßte Schiller auf Goethes Drängen ein kleines Festspiel, „Die Huldigung der Künste". In vier Tagen (vom 4. bis 8. November) war die Arbeit vollendet. Am 9. November fand der feierliche Einzug statt. Schiller wurde der Erbprinzessin vorgestellt. Er fand sie äußerst liebenswürdig. An den Festlichkeiten, die ihr zu Ehren veranstaltet wurden, nahm er teil. Die Folge war für ihn ein heftiger Katarrh. Er glaubte, damit ganz leidlich weggekommen zu sein. Aber bald mußte er merken, daß es um seine Gesundheit schlimm bestellt war. Am 10. Dezember schrieb er seinem Körner: „Leider ist meine Gesundheit so hinfällig, daß ich jeden freien Lebensgenuß gleich mit wochenlangem Leiden büßen muß. Und so stockt denn auch meine Tätigkeit trotz meinem besten Willen." An eine Fortsetzung des „Demetrius" konnte er vorläufig nicht denken. Dazu brauchte er seine volle Kraft, und diese kehrte sehr langsam zurück. Daher machte er sich auf des Herzogs Wunsch an die Übersetzung von Racines „Phädra". In 26 Tagen wurde er damit fertig, obwohl der Katarrh noch immer andauerte, so daß er fast alle Geduld verlor. Er ertötete ihm fast allen Lebensmut. Anfangs Februar fühlte er sich etwas besser; aber die Besserung war nicht von Dauer. Noch am 22. dieses Monats glaubte er, er werde Mühe haben, sich zu erholen, da er durch die zwei harten Stöße innerhalb sieben Monate bis auf die Wurzeln erschüttert sei. Aber doch fühlte er sich so stark, daß er seinen „Demetrius" hervorholte und fortsetzte. Im März zumal schien er ganz gesund zu werden. Das Fieber schwand, und er fing an wieder aufzuleben. Seine Lebenskraft und Arbeitslust nahmen zu. Freilich war es nur ein letztes Aufflackern. Am 5. März schrieb er an Körner: „Gott-



Maria Paulowna.
(Nach einem Gemälde auf Elfenbein.)

lob, es ist jetzt vorbei, und ich bin schneller, als ich hoffen konnte, wieder zu Kräften (gekommen), so daß ich auch wieder frisch zu arbeiten angefangen." Er fühlte sich so kräftig, daß er wieder regelmäßig am Hofe erschien und das Theater besuchte. Ende März war er mit seinem „Demetrius" recht im Zug, er klammerte sich mit ganzem Ernst an seine Arbeit an. Daneben erfreute ihn die Lektüre des eben entstehenden „Neffen Rameaus" von Goethe. Aber trotz allen neu erwachten Lebensmutes war er doch nicht im unklaren über seinen Zustand. In dem letzten Brief, den er seinem Freund Körner schrieb, vom 25. April, sprach er es klar aus: „Ich werde Mühe haben, die harten Stöße seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt; die Natur hilft sich zwischen 40 und 50 nicht mehr als im 30. Jahre. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und Gesundheit bis zum 50. Jahr aushält." Er sollte dieses Lebensalter nicht erreichen. Am 29. April ging er ins Theater. Es wurde ein ziemlich unbedeutendes Stück, „Klara von Hoheneichen" von Spieß, gegeben. Krank kehrte er aus dem Theater zurück, ein heftiger Fieberanfall hatte ihn während des Spiels ergriffen. Anfangs Mai nahm das Fieber zu. Doch blieb dabei sein Kopf hell und klar. Er beschäftigte sich in seinen Gedanken immer mit dem „Demetrius". Am Abend des 6. Mai fing er an, oft abgebrochen zu reden, aber nie besinnungslos. Am Abend des 8. verlangte er, daß der Vorhang geöffnet werde, damit er die untergehende Sonne schauen könne. Auf die Frage seiner Schwägerin, wie es ihm gehe, antwortete er: „Immer besser, immer heiterer!" In der Frühe des folgenden Tags trat Besinnungslosigkeit ein und gegen drei Uhr nachmittags vollkommene Schwäche. Der Atem fing an zu stocken. Abends zwischen fünf und sechs Uhr wurde er durch einen sanften Tod von seinem Leiden erlöst. Die Nachricht davon, die sich rasch in der Stadt verbreitete, kam überraschend. Wohl hatte man gewußt, daß Schiller kränklich war, aber daß es so schlimm um ihn stand, hatte niemand geahnt. Auch Goethe nicht. Er war von dem Tode seines Freundes schmerzlich ergriffen. Am 29. April, kurz vor dem letzten Theaterbesuch Schillers, war er zum letztenmal mit ihm zusammengetroffen. Den Kranken besuchen konnte er nicht, da er selbst nicht wohl war.



Schiller im Tode.

Vor der Beerdigung des Toten fand eine Sektion statt. Das Ergebnis war ein trauriges. Der linke Lungenflügel war zerstört, die Herzkammern fast ganz verwachsen und die Leber verhärtet. Schiller hätte nach dem Ausspruch der Ärzte, auch wenn er von dem Fieber genesen wäre, nicht länger als ein halbes Jahr zu leben gehabt und dabei schwere Beängstigungen erdulden müssen.

Die Beisetzung fand in dem sogenannten Kassengewölbe des Friedhofs der St. Jakobskirche statt, und zwar nach Weimarer Sitte bei Nacht. Es war eine schöne Mainacht, und die Nachtigallen schlugen, als die Überreste des unsterblichen Dichters von zwölf jungen Verehrern zur ewigen Ruhe hinausgetragen wurden. Am Sonntag darauf fand ein feierlicher Gottesdienst in der Hauptkirche statt.

Beweise der tätigsten Teilnahme aus allen Gegenden Deutschlands wurden der Witwe und den Kindern Schillers zuteil. Besonders ist zu erwähnen die Sorge der Großfürstin Maria Paulowna, die die Söhne des Dichters auf ihre Kosten erziehen ließ, während der edle Gönner und Freund der Schillerschen Muse, Fürstprimas Karl von Dalberg, die Familie durch einen reichlichen Jahrgehalt unterstützte. Und nicht zum letzten ist der Verleger der Schillerschen Werke, Cotta, zu nennen. Er zahlte Charlotte Schiller für das weitere Verlagsrecht hohe Honorare (etwa 90000 Mark). So war also die Familie aller äußeren Sorgen enthoben. Auch nach dem Tod der Witwe Charlotte von Schiller im Jahre 1826 ward für ihre Nachkommen gesorgt. Cotta zahlte nochmals 210000 Mark Honorar für das Verlagsrecht auf 25 Jahre. Wie bereitwillig Cotta auf die Wünsche der Schillerschen Familie einging, zeigt sein an Karl von Schiller gerichteter Brief vom 16. Oktober 1826*. Darin schrieb er: „Ihr Herr Bruder (Ernst) hat mir vorgestern geschrieben, daß die neue Ausgabe mit einer durch Frau von Wolzogen bearbeiteten Biographie** und mehreren Korrespondenzen vermehrt werden solle, so daß die Oktavausgabe um 6 Bogen vermehrt werden würde, und daß ein angesehener Buchhändler Berlins für das Verlagsrecht auf 20 Jahre ein Honorar von 70000 Reichstaler preuß. geboten hätte, und es mir daher freistehe, auf diesen Vorschlag einzugehen. — Begreiflich, daß ich die gleiche Bedingung erfülle, da ich mich, so lange ich lebe, vom Verlag dieser Werke nicht wieder trennen kann." Cottas Schreiben hatte zur Folge, daß ihm der Vertrag für dieselbe Summe auf 25 (statt 20) Jahre erneuert wurde.

In demselben Jahre (1826) wurde in Weimar ein neuer Friedhof angelegt und das alte Kassengewölbe wieder einmal, wie von Zeit zu Zeit geschah, geöffnet und geleert. Da zeigte sich eine

* Das Original des Briefes ist im Besitz von Frau Anna Lanz in Mannheim. In einer Quittung vom 10. Oktober 1837 (ebenfalls Eigentum von Frau Lanz) bestätigt Karl von Schiller den Empfang von 19000 fl. als „Anteil an dem Honorar für die Werke des seligen Vaters". Soviel kam ihm nach einer Abrechnung vom 14. November 1836 noch zu.

** Die Biographie Schillers von Karoline von Wolzogen erschien erst im Jahre 1830.

große Zerstörung in dem feuchten Raume. Es kostete Mühe, Schillers Schädel und Gebeine zusammenzusuchen, um sie an neuer Stelle zur Ruhe zu bringen. Da aber äußerte der Großherzog Karl August den Wunsch, daß Schillers Schädel in dem Postament von Danneckers Büste des Dichters auf der Weimarer Bibliothek verwahrt werde. Das geschah. Aber ein Jahr darauf wurden auf Wunsch des Königs Ludwig I. von Bayern, der dies für eine Profanierung erklärte, die Gebeine Schillers wieder vereinigt und in der Gruft des Weimarer Fürstenhauses beigesetzt. Dort ruhen sie jetzt seit dem 16. September 1827. Im Jahr 1832 kam Goethes Sarg dazu.



Schillers Büste von Dannecker.

13. Kapitel.

Schiller im praktischen Leben.

Schiller, der Dichter, war nicht etwa ein Träumer, wie man so leicht zu glauben versucht ist, sondern ein recht praktischer Mensch in jeder Beziehung. So sehr er den Idealen lebte, so sehr war er sich auch bewußt, daß das Leben einen sehr realen Hintergrund hat.

Wenn er in frühester Jugend seine silbernen Schuhschnallen einem armen Kinde schenkte, so war das nur ein Ausfluß seines gutmütigen Herzens. Ähnliches lesen wir auch von anderen Kindern. Mit Träumerei hat das nichts zu schaffen.

Sein praktischer Sinn verriet sich schon früh. In seiner ganzen Jugendzeit sehen wir überall, daß er sich in jeder Lage zu helfen wußte. Er fand immer wieder einen Ausweg. Je mehr er, wie in der Karlsschule, durch äußere Ordnungen und Gesetze in seinem eigenen Wollen und Tun gehemmt wurde, um so tätiger war sein erfinderischer Geist. Die Entstehungsgeschichte der „Räuber" legt dafür Zeugnis ab. Es ist bekannt, daß er, um ungestört an seinem Drama arbeiten zu können, wiederholt zur Krankenstube seine Zuflucht nahm.* Dort genoß er sogar die Wohltat eines Lichtes und konnte auch bei Nacht arbeiten. Dabei hatte er stets ein medizinisches Werk auf dem Bette liegen, um gegen unerwartete Überfälle — sogar der Herzog besuchte unvermutet die Kranken — geschützt zu sein. Erschien dann wirklich ein Besuch, so fuhr das Manuskript mit Blitzesschnelle unter das Bett, und es schien, als ob

* Diese aus der Schillerschen Familie überlieferte Notiz ist neuestens als unrichtig angefochten worden. Der verdiente Schiller-Forscher R. Krauß stellt an der Hand der Karlsschulakten fest, wann Schiller krank war und welcher Art seine Krankheiten waren. Darnach wäre ein Simulieren nicht möglich. Aber die Familientradition, die doch auf Schiller selbst zurückgeht, lautet sehr bestimmt. Wie läßt sich nun beides vereinigen? Wo steckt der Irrtum?

Schiller eifrig Medizin studiere. Wollte er die fertigen Szenen seinen Freunden vorlesen, so war es wiederum schwer, Zeit und Ort dafür zu bestimmen. Aber Schiller wußte Rat. Bald deklamierte er in einem abgelegenen, verborgenen Winkel der Akademie, bald im Schlafzimmer, bald in der freien Natur, im Bopserwäldchen — wie gerade die Gelegenheit sich bot.

Als das Stück in Mannheim aufgeführt wurde, brachte er es wiederum fertig, daß er der Aufführung beiwohnen konnte. In aller Stille, ohne Urlaub — er hätte ihn ja vom Herzog nie erhalten — machte er die Reise nach Mannheim.

Die günstige Aufnahme seines Stückes erweckte in dem Dichter die Hoffnung auf eine Anstellung am Mannheimer Nationaltheater. Er verhandelte daher mit Dalberg. Hier bewies er sein praktisches Geschick, indem er dem Intendanten selbst die Mittel an die Hand gab, um beim Herzog Karl seine Entlassung aus dem württembergischen Staatsdienst zu bewirken. Wenn Dalberg sie unbeachtet ließ, so war das nicht sein Vorteil. Es ist in der Tat anzunehmen, daß er mit den von Schiller angeführten Gründen beim Herzog etwas ausgerichtet hätte.

Der Gedanke an die Flucht, zu der Schiller nachher gedrängt wurde, entsprang auch nicht dem Kopfe eines Träumers. Er verrät einen Menschen, der weiß, was er will, und der alles aufbietet, um sein Ziel zu erreichen. Die Ausführung selbst zeugt erst recht von einem kühnen, entschlossenen Geist.

Nach der Flucht trat er in ernste Verhandlung mit dem Herzog. Nicht plump fuhr er jetzt drein, weil er sich in Sicherheit wußte; nein, mit diplomatischer Gewandtheit suchte er den Herzog umzustimmen und für sich zu gewinnen, indem er seine Flucht als die notwendige Folge des herzoglichen Verbots, „literarische Schriften herauszugeben", hinzustellen verstand.

Allein seine Hoffnung war vergeblich. Auch war er sich zu klar über die Sachlage, als daß er es gewagt hätte, heimzukehren, als der Herzog ihm mitteilen ließ, er solle nur kommen, er sei gut gelaunt. Als ein zielbewußter Mensch, der alles genau überlegt, mußte er sich sagen, daß er auf eine augenblickliche gute Laune nicht bauen könne. Ein Träumer hätte es vielleicht getan.

In der Schule der Not auf sich selbst gestellt, faßte er Pläne auf Pläne, um eine selbständige Stellung zu erreichen. Dabei erwog er stets Vorteile und Nachteile genau, zumal als er nicht mehr bloß für sich allein zu sorgen hatte. Da machte er allerlei Versuche, um sich eine gesicherte Lebensstellung zu erringen und heiraten zu können. Er rechnete auf eine Professur in Mainz, wollte dann wieder auf jede amtliche Tätigkeit verzichten und als freier Schriftsteller leben, um so mehr da seine Jenaer Professur unbesoldet war. Aber bald lernte er seine akademische Tätigkeit auch wieder mit anderen Augen ansehen; er erkannte, daß sie der Anfang einer festen Staatsstellung sei. Allein wovon sollte er leben? Von seinem Amte konnte er es nicht, darum mußte er sorgen, wie er sonst auf bequeme Weise seinen Lebensunterhalt gewinnen könnte. Seine Erwägungen darüber führten ihn auf den Plan der Herausgabe einer Memoirensammlung. Das war ein glücklicher Gedanke, dessen Ausführung einen guten Erfolg hatte. Seine praktische Seite offenbarte sich überhaupt im buchhändlerischen Vertrieb seiner Werke. Nachdem er einmal einen Namen als Dichter erlangt hatte, suchte er soviel als möglich aus seinen Geisteserzeugnissen Kapital zu schlagen. Er war darum sehr darauf bedacht, daß seine Dramen vor dem Druck aufgeführt würden, damit er auch noch von den Theatern vorher Gewinn ziehen könnte. Und in der Tat waren seine Einnahmen davon nicht unbedeutend. Für den Druck und die künstlerische Ausstattung seiner Werke traf er stets genaue Bestimmungen, auch über den Preis des einzelnen Bandes. Im Jahre 1796 (12. Oktober) machte er sich zur Regel, alles, was er drucken lasse, gut und kostbar drucken zu lassen, „so geht es am gewissesten ab, denn auch der elendeste Lump will nicht mehr mit Lumpen vorlieb nehmen".

Auf einen ganz merkwürdigen Einfall kam er bei der Herausgabe des „Tell". Da schlug er Cotta vor, er solle die Exemplare, die für die Schweiz und die für Deutschland bestimmt seien, besonders illustrieren. Für die Schweiz bestimmte er nur zwei Illustrationen. „In dem übrigen Deutschland hingegen, wo das Nationalinteresse nicht mitwirkt," bemerkte er wörtlich, „wird es gut sein, wenn auch Bilder aus meinen anderen Stücken, als z. B. Johanna d'Arc, Isabella aus der „Braut von Messina", Beatrice, Calaf in

„Turandot", Kapuziner in „Wallensteins Lager", Questenberg ꝛc. ꝛc., mit dazu genommen werden, und weil in jedem Exemplar nur sechs zu sein brauchen, so könnte man gleichfalls in den verschiedenen Exemplaren mit den Kupfern abwechseln und die Käufer dadurch recht konfus machen, so daß mancher zwei Exemplare bloß deswegen kaufte, um die Bilder vollständig zu besitzen." — Verrät dieser Vorschlag nicht eine große Spekulationsgabe? Schiller hatte, nach manchen bitteren Erfahrungen mit den Verlegern seiner Jugendwerke, gelernt, auch seinen äußeren Vorteil zu wahren. Jener letzte Vorschlag war freilich wenig rücksichtsvoll gegen das Publikum; der Verleger ging zum Glück nicht darauf ein.



Joh. Friedr. Freiherr von Cotta.

Einmal — vom Verlag der „Räuber" abgesehen, der nur durch die Not bedingt war — wollte Schiller auch eine neue Auflage eines Werkes selbst übernehmen. Es war die zweite Auflage des Xenien-Almanachs. Schiller schrieb deshalb an Cotta (2. November 1796): „Dieser Risiko ist klein und ich will ihn ganz tragen, wenn Sie vielleicht mit dieser neuen Auflage nichts zu tun haben wollen; doch denke ich, werden Sie nicht ungern darauf entrieren."

Daß Cotta „darauf entrierte", ist natürlich. Schiller war zu diesem Gedanken dadurch veranlaßt worden, daß der Almanach in Jena gedruckt wurde. Sodann kam noch wesentlich dazu, daß er einen Teil der ersten Auflage selbst verpackt und versendet hatte. So ist es also wohl begreiflich, wenn es ihm einfiel, den ganzen Verlag selbst zu übernehmen, da er bei der ersten Auflage so viel Mühe und Arbeit gehabt hatte. Doch war das nur ein vorübergehender

Einfall; in Wirklichkeit war Schiller mit seinem Verleger Cotta, dem er nach und nach seine meisten Werke zum Verlag überließ, ganz zufrieden.

Und er hatte dazu allen Grund. Cotta handelte, wie man weiß, an ihm wie ein Freund. Er ging auf alle Wünsche Schillers, soweit es ihm möglich war, ein. Er teilte — vom Honorar abgesehen — aus freien Stücken mit ihm den Gewinn in der Weise, daß er ihm größere Summen zusandte, wenn er von einem Stück gute Einnahmen hatte. Schiller brauchte also ihm gegenüber keine ängstlichen Sorgen zu hegen. Gleichwohl ließ er sich durch Körner dazu bestimmen, mit seinen Verlegern „bessere Kontrakte" abzuschließen.

Für Cotta setzte er im Jahre 1801 den Preis „von 300 Dukaten auf ein neues großes Originalstück" fest. In ausführlicher Darlegung begründete er diese Forderung. Cotta ging gern darauf ein. Er war stets auf Schillers Vorteil ebenso bedacht wie auf den seinigen. Darum besorgte er auf den Wunsch des praktischen Schiller diesem von der Leipziger Messe, die er regelmäßig besuchte, gewöhnlich Kolonialwaren.

Ein besonderes Zeugnis von des Dichters praktischem Sinn liegt uns in seinen Kalendern vor, die er vom Juli 1795 bis Ende April 1805, also fast bis zu seinem Tode, geführt hat. Sie entsprangen zunächst dem Bedürfnis, seinen Briefwechsel mit dem „ziemlich entfernt in Tübingen wohnenden Verleger Cotta zu kontrollieren". Darum sind darin gewöhnlich die Aus- und Einläufe seiner Korrespondenz verzeichnet. Außerdem hat Schiller daselbst seine Einnahmen und Ausgaben eingetragen.

Da finden wir ziemlich regelmäßig aufgeschrieben seine Einnahmen an Gehalt, seine Honorare von den Verlegern, Theatern, Geldgeschenke von Dalberg, Cotta u. s. w., dann die Wirtschaftsgelder, die er Lotte gegeben; was er dem Schneider, Tischler u. a. bezahlte, was er für Holz ausgegeben, was sein Diener und die „weiblichen Domestiken" bekamen, Trinkgelder an Neujahr u. s. w. Eine wichtige Rolle spielt der Wein und daneben das Bier. Auch seine ganze Garderobe hat der Dichter wiederholt aufgeschrieben. Ja, er pflegte sogar einen Etat für einzelne Jahre zu machen. So lesen wir im Kalender von 1804:

Ich brauche

Wirtschaft	480 (Taler)
Zucker, Kaffee, Tee	60
Wein, 6 Eimer à 24 Rtlr.*	160
Holz, 16 Klafter	110
Lichter, 125 Pfd.	30
Lohn und Neujahr	100
Mama	76
Kinder-Unterricht	36
Kleider in allem	175
Für mich und extra	70
Fazit . .	1300 (rund)

Ich empfange

Fixe Besoldung	570
Jährlich ein Stück	650
Interessen von 2000 Rtlr.	80
	1300

Ganz schmerzlich berührt die Zusammenstellung der Einnahmen für die Jahre 1802—1809, die in dem Kalender für 1805 zu lesen sind. Man sieht daraus, wie Schiller in der Sorge für seine Familie sich öfters mit solchen Dingen beschäftigte, und wie er sogar auf weiter hinaus sorgte, als ihm zu leben bestimmt war. Diese Berechnungen stehen auf einem besonderen Bogen mit großen, kräftigen Buchstaben und Zahlen geschrieben. Ja, es hat sich dazu noch eine andere gefunden, die ebenfalls vom Jahre 1802 ausgeht, aber nur bis 1808 sich erstreckt. Diese zweite Berechnung ist im ganzen höher gehalten als die erste. Die Notizen erhalten durch zwei Briefstellen eine merkwürdige Beleuchtung.

Am 20. März 1804 schrieb Schiller an seinen Schwager Wilhelm von Wolzogen: „Kann ich nur mein fünfzigstes Jahr mit ungehinderten Geisteskräften erreichen, so hoffe ich so viel zu ersparen, daß meine Kinder unabhängig sind . . .“ Und am 25. April 1805

* Das ist, wie man sieht, ein Rechenfehler; statt 160 muß es 144 Taler für 6 Eimer à 24 heißen.

schrieb er Körner (es ist der letzte Brief, den er geschrieben): „Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum fünfzigsten Jahre aushält.“

Aus beiden Stellen erhellt klar und deutlich, daß Schiller nicht länger als bis zum fünfzigsten Jahr zu leben glaubte; er täuschte sich also über den leidenden Zustand seines Körpers nicht. Die Zusammenstellung der Einnahmen reicht bis 1808 bezw. 1809, sie nimmt also ein 50. Lebensjahr an. Bekanntlich starb Schiller schon 1805; es waren ihm nur 45½ Jahre beschieden. Er schätzte also beidemal die ihm bestimmte Lebenszeit um 4—5 Jahre zu hoch.* Aber eines steht fest, daß er damals, als er jene Notizen niederschrieb, eine gewisse Ahnung davon hatte, daß sein Leben nicht mehr lange dauern werde. Also auch in diesem Punkte erwies sich der Dichter als Prophet. Freilich kommt hier wesentlich mit in Betracht, daß er Medizin studiert hatte.

Der Kalender gibt uns ferner Kunde von dem Beginn, der Fortsetzung und Vollendung einzelner Dichtungen Schillers. Auch Listen von Personen, denen er Exemplare seiner Dramen oder Gedichte schenken wollte, hat er dort aufgestellt. Ferner finden wir daselbst die Stationen einzelner Reisen genau angegeben. Im ganzen sind also die Kalender eine reiche Quelle für Schillers Lebensgeschichte. Sie legen das beste Zeugnis ab von dem praktischen Talent Schillers.

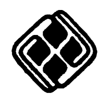
Wer praktisch ist, wird vor allem die ihm zu Gebote stehende Zeit weise benützen. Das war auch bei Schiller der Fall. Schon im Jahr 1787 (28. August) schrieb er L. Ferdinand Huber darüber die beherzigenswerten Worte: „Glaube mir, es steht unendlich viel in unserer Gewalt, wir haben unser Vermögen nicht gekannt — dieses Vermögen ist die Zeit. Eine gewissenhafte, sorgfältige Anwendung

* Eine eigentümliche Beleuchtung erhalten diese Angaben durch eine andere Briefstelle. Am 4. August 1795 schreibt er nämlich an den Philosophen Fichte: „Was nach zehn Jahren geschehen wird, weiß ich zwar nicht; ich zweifle aber nicht im geringsten, daß . . . ich, wie zu vermuten ist, alsdann weder mehr lehre noch mehr schreibe, mit meiner Philosophie so still wie jetzt durch das Publikum gehen werde.“ Die Zeit, von der Schiller hier redet, ist sein Todesjahr, 1805!

dieser kann erstaunlich viel aus uns machen. Und wie schön, wie beruhigend ist der Gedanke, durch den bloßen richtigen Gebrauch der Zeit, die unser Eigentum ist, sich selbst und ohne fremde Hilfe, ohne Abhängigkeit von Außendingen, sich selbst alle Güter des Lebens erwerben zu können."

Wie wichtig dies Kapital für den einzelnen Menschen sei, hat Schiller in späteren Jahren immer mehr einsehen gelernt. Da geizte er förmlich mit seiner Zeit, je mehr seine Arbeitsstunden durch sein Leiden verkürzt wurden. Da war er häufig gezwungen, bei Nacht zu arbeiten und bei Tag zu schlafen. Die Schlaflosigkeit zwang ihn zu dieser unnatürlichen Einteilung seiner Zeit.

So viel ist aus diesem Kapitel ohne Zweifel klar geworden, daß das Leben in der realen Wirklichkeit, mit der Schiller vielleicht mehr als irgend ein anderer Dichter zu rechnen hatte, seinem Dichtergeiste keinen Eintrag getan hat. Wohl hat er in den Zeiten der höchsten geistigen Anstrengung, wenn er sich sammeln wollte, von der Außenwelt sich abgeschlossen, sogar künstlich, oder in die Einsamkeit zurückgezogen. Das war natürlich. Aber er hat nie vergessen, daß er in der Umgebung von anderen Menschen lebte. In guter Gesellschaft war es ihm immer am wohlsten. Er ist nie in der Welt herumgelaufen wie ein Träumer, blind gegen das, was um ihn her vorging. Sein Beispiel zeigt, daß Dichter und Träumer zwei sehr verschiedene Dinge sind, die gar nichts miteinander gemein zu haben brauchen.



14. Kapitel.

Die Verehrung des Dichters.

Noch im Todesjahre Schillers entstanden zwei bedeutende Denkmale zu seiner Verherrlichung. Beide rühren von Freunden her. Das eine ist der Epilog zu Schillers „Glocke", den Goethe für die Totenfeier zu Lauchstädt am 10. August 1805 dichtete. Es ist eine Huldigung, die Goethe dem toten Freund darbrachte.

Das andere Denkmal setzte dem Dichter sein Freund Dannecker in Stuttgart. Im Augenblick der Todesnachricht entschloß sich der Künstler, Schillers Büste, die er bei dessen Aufenthalt in Schwaben 1794 modelliert hatte, in kolossalem Maßstabe auszuführen. „Schiller kann nicht anders lebig werden als kolossal", mit diesen Worten gab der Meister seinem Entschluß Ausdruck. Das Werk ist heute ein Schmuck des Stuttgarter Museums der bildenden Künste.

Einen andern Plan zur Ehrung Schillers hatte Rudolf Zacharias Becker in Gotha, der mit Schiller befreundete Herausgeber des „Reichsanzeigers", gefaßt. Er erließ nämlich einen Aufruf zur Erwerbung eines Landgutes für Schillers Erben. Dieses sollte unter dem Namen „Schiller-Ruhe" oder „Schiller-Hain" zu einem Fideikommiß für Schillers Nachkommen erhoben werden. Der Gedanke war schön, aber zur Ausführung gelangte er nicht. Die für diesen Zweck gesammelten Gelder wurden später für die Errichtung eines Denkmals verwendet.

Im Jahre 1812 veranstaltete Schillers intimster Freund, Gottfried Körner, die erste Ausgabe von des Dichters sämtlichen Werken. Er stellte ihnen die ersten zuverlässigen „Nachrichten von Schillers Leben" voraus. In demselben Jahre vollzog sich in des Dichters Geburtsstadt ein bedeutungsvoller Akt. Auf Veranlassung des dortigen Gürtlermeisters Franke wurden nämlich vom Marbacher Oberamtmann 15 Personen, meist Zeitgenossen von Schillers Eltern,

protokollarisch vernommen. Durch sie wurde festgestellt, daß Schiller im Hause des Seckler Schöllkopf beim Niklastor geboren wurde; denn auch ein anderes Haus wurde von manchen für Schillers Geburtshaus gehalten. Fünf Jahre nachher entwarf Goethe den leider nicht ausgeführten Plan, das kleine Zinnenhäuschen in Schillers Jenaer Garten, in dem er an dem „Wallenstein" dichtete, zu einer Erinnerungsstätte zu weihen. Erst im Jahre 1859 wurde die Stelle, an der das inzwischen verfallene Häuschen gestanden hatte, mit einer kolossalen Büste und der Inschrift bezeichnet: „Hier schrieb Schiller seinen ‚Wallenstein'."

Am 9. Mai 1825 wurde in Stuttgart das erste deutsche Schiller-Fest gefeiert. Der Dichter Gustav Schwab sprach dabei einen Prolog. Im Jahre 1839 wurde ebenfalls in Stuttgart das erste Schiller-Denkmal, ein Werk Thorwaldsens, feierlich enthüllt. Dann folgten 1857 in Weimar das Goethe-Schiller-Standbild von Rietschel, 1871 das Berliner Denkmal von Begas, 1876 das Marbacher von Rau. Andere Schiller-Denkmäler wurden errichtet in Mannheim, Mainz, Frankfurt a. M., München, Hamburg, Jena, Ludwigsburg, Wien, Graz, Salzburg, Chicago, St. Louis, New York, San Francisco und anderen Orten.

Die fünfzigjährige Todesfeier und die hundertjährige Geburtsfeier wurden besonders feierlich begangen. Am 9. Mai 1855 veranstalteten sechzehn der ersten deutschen Bühnen Erinnerungsfeiern. Das praktische Ergebnis dieser Totenfeier ist die deutsche Schiller-Stiftung. Diese hat sich die Unterstützung und Förderung deutscher Schriftsteller und deren Nachkommen zum Ziel gesetzt und wirkt mit großem Segen. Die Säkularfeier der Geburt des Dichters am 10. November 1859 wurde unter ungeheurem Jubel aller Deutschen begangen. Ein Sturm der Begeisterung durchzog damals ganz Deutschland, der sich nur mit dem Siegesjubel der Jahre 1870—1871 vergleichen läßt.

Für die Schiller-Forschung war das Jahr 1889 besonders wichtig. In diesem Jahre schenkte nämlich Schillers Enkel, Ludwig Freiherr von Gleichen-Rußwurm, das Greifensteiner Schiller-Archiv der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar. Zwei Jahre nachher machte der Geheime Kommerzienrat Dr. von Steiner in Stuttgart seine



Schiller-Museum in Marbach. (Nach einer Aufnahme von Brandseph.)

ersten literarischen Stiftungen in das Marbacher Schiller-Haus, die er in großartiger Weise bis zu seinem Tode im Jahre 1903 fortgesetzt hat. In Marbach war schon im Jahre 1835 ein Schiller-Verein — der erste überhaupt — gegründet worden. An Schillers Todestag 1895 wurde er von König Wilhelm II. von Württemberg erweitert durch Gründung des Schwäbischen Schiller-Vereins. Dieser soll „alles in den Kreis seiner Bestrebungen ziehen, was die Verbreitung der Kenntnis der Schöpfungen und der Persönlichkeit Schillers wie der Wirkungen, die er auf die geistige, sittliche und patriotische Entwicklung des deutschen Volks hervorgebracht hat, in irgendeiner Weise zu fördern vermag". Zu dem Zweck hat der Verein in Marbach am Neckar ein Schiller-Museum erbaut und darin seine reichen Sammlungen untergebracht. Diese erstrecken sich auf Schiller und seinen ganzen Kreis und außerdem auf alle schwäbischen Dichter.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß auch einzelne Nachkommen und Verwandte der Schillerschen Familie Sammlungen von Handschriften, Bildern und anderen Schiller-Reliquien besitzen. So der Urenkel Schillers, Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm in seinem Schloß Greifenstein bei Würzburg; ferner Frau Amalie Kießling, Schillers Urgroßnichte, in Möckmühl, und Frau Anna Lanz in Mannheim, die Nichte von Schillers Schwiegertochter, Frau Oberförster von Schiller.

Aus diesem kurzen Überblick über die Geschichte der Schiller-Verehrung ist wohl leicht zu ersehen, daß Goethes Wort in seinem „Epilog zur Glocke" noch immer wahr ist:

Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.



15. Kapitel.

Schillers Nachkommen.

Für die Witwe des Dichters sorgte der Herzog von Weimar durch eine lebenslängliche Pension von 300 Talern und Karl von Dalberg durch eine solche von 600 Gulden in edelster Weise. Cottas Fürsorge haben wir bereits kennen gelernt (vgl. oben Seite 79). Charlotte lebte nun ganz dem Andenken ihres Gemahls und der Erziehung ihrer Kinder. Diese hingen an ihr mit großer Pietät und bereiteten ihr viele Freude. Auch war es ihr vergönnt, die eigene Mutter noch lange zu besitzen. In häufigen Besuchen bei ihr, die erst mit 80 Jahren, im Jahre 1823, starb, fand sie Trost in ihrem Witwenleid. Ihre beiden Söhne waren indes herangewachsen, und durch ihren Fleiß und Eifer gelang es ihnen, sich schöne Lebensstellungen zu erringen. Das gewährte ihr Trost und Freude, und sie durfte es auch noch erleben, daß sie sich glücklich verheirateten. Von den beiden Töchtern, die erst nach ihrer Mutter Tod heirateten, war die jüngste, Emilie, meist um die Mutter, während die ältere, Karoline, der Drang nach eigener Tätigkeit bald für längere Zeit in die Welt hinausführte.

In den letzten Lebensjahren war Charlotte von Schiller öfters von körperlichen Leiden heimgesucht. Insbesondere war ihre Sehkraft geschwächt. Nach dem Tode ihrer Mutter nahm die Schwäche ihrer Augen so zu, daß sie sich zu einer Operation entschließen mußte. Sie war gerade bei ihrem Sohn Ernst in Köln auf Besuch. In dem nahen Bonn ließ sie sich operieren. Die Operation gelang. Aber gleich darauf stellten sich Kopfschmerzen ein; ein Nervenschlag trat hinzu, und sanft und schmerzlos entschlief die Kranke am 9. Juli 1826. Auf dem Bonner Friedhof fand sie ihre letzte Ruhestätte. Ihre Schwester Karoline überlebte sie noch lange Jahre, sie starb erst im Jahre 1847, während deren Gemahl Wilhelm von Wolzogen schon 1809 von einer Krankheit dahingerafft wurde.



Karl.

Schillers ältester Sohn, Karl, eine heitere, fröhliche Natur, hatte das Forstfach ergriffen. Er wurde Oberförster in württembergischen Diensten und wurde vom König Wilhelm I. von Württemberg in den Freiherrnstand erhoben. Er verheiratete sich im Jahre 1825 mit Luise Friederike Locher, Tochter des Oberamtsarztes in Gaildorf (gestorben 1889 in Stuttgart), und starb als Pensionär in Stuttgart am 21. Juni 1857. Er hinterließ einen Sohn Friedrich, der als österreichischer Major im Kürassierregimente weiland Kaiser Nikolaus I. von Rußland Nr. 5 im Jahre 1877 in Stuttgart starb. Mit ihm schied der letzte Träger des Namens Schiller aus dem Leben. Seit dem Jahre 1856 war er mit Mathilde von Alberti (geboren 1835) verheiratet gewesen. Seine Witwe lebt noch in Stuttgart. Das einzige Kind, das ihnen beschert war, starb schon nach einem Vierteljahr.

Der zweite Sohn, Ernst, geboren 11. Juli 1796 in Jena, war in allem seinem Vater sehr ähnlich. Er wurde nach juristischem Studium im preußischen Staatsdienst angestellt. Er starb als Appellationsgerichtsrat in Vilich bei Bonn am 19. Mai 1841 und ruht im Grabe der Mutter. Seine Ehe mit Magdalena Pfingsten, verw. von Mastiaux, war kinderlos. Die älteste Tochter Karoline, geboren 11. Oktober 1799, war anfangs als Erzieherin am Hofe des Herzogs Eugen von Württemberg zu Karlsruhe in Schlesien und später in Rudolstadt tätig. Im Jahre 1838 heiratete sie den verwitweten Bergrat Junot auf der Katzhütte bei Rudolstadt. Nach achtjähriger glücklicher Ehe starb ihr Mann, und sie folgte ihm vier Jahre darauf, am 19. Dezember 1850, im Tode nach. Sie liegt in Würzburg begraben. Auch diese Ehe war kinderlos. Karoline war das frömmste unter ihren Geschwistern. Als sie im Jahre 1846



Ernst.

Lorch besuchte, kaufte sie dort ein württembergisches Gesangbuch' und schrieb hinein: „In Lorch gekauft 1846. Zum Andenken an meinen seligen Vater, der in Lorch seinen ersten Unterricht erhalten." Darunter schrieb sie einige Liederverse. Das Buch ist heute im Besitz von Frau Anna Lanz in Mannheim. In neuester Zeit ist ein Briefwechsel veröffentlicht worden, den sie mit einer Freundin, Baronin F. von Richthofen, geführt hat. Aus diesem geht ihre ungeschminkte Frömmigkeit klar hervor. Darin beklagte sie auch, daß ihrem Vater das volle Verständnis, die richtige Erkenntnis des christlichen Glaubens gefehlt habe.



Karoline.

Das jüngste Kind des Dichters, seine Tochter Emilie, den 25. Juli 1804 geboren, war dem Vater in geistiger und leiblicher Beziehung am ähnlichsten unter allen ihren Geschwistern. Sie heiratete im Jahre 1828 ein Patenkind ihres Vaters, den Freiherrn Adalbert von Gleichen-Rußwurm auf Schloß Greifenstein ob Bonnland im bayrischen Unterfranken. In ihren Besitz kam Schillers Nachlaß. Im Verein mit ihrem Gemahl und anderen veröffentlichte sie daraus wertvolles Material für die Schiller-Literatur, wie Schillers Kalender und dramatische Entwürfe, die Bücher „Schiller und Lotte" und „Charlotte von Schiller und ihre Freunde". Sie starb am 25. November 1872 und ihr Gemahl 1887. Ihrer Ehe entsproßte ein Sohn Ludwig, 1836 geboren, der sich mit Elisabeth von Thienen-Adlerflycht verheiratete. Er war ein begabter Maler und zugleich Kammerherr in Weimar. Im Jahre 1889 schenkte er den in seinem Besitz befindlichen Nachlaß Schillers der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar. Diese begeisterte Verehrerin unserer Klassiker erbaute für ihre reichen Schätze — sie hatte auch Goethes Nachlaß geerbt — das prächtige Goethe-Schiller-



Emilie.



Christophine Reinwald, geb. Schiller.

Archiv in Weimar. Freiherr Ludwig von Gleichen starb am 9. Juli 1901 mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes Alexander, geboren 1865. Dieser erhielt, damit der Name Schillers sich forterbe, den Namen „Alexander Schiller, Freiherr von Gleichen-Rußwurm". Auch er ist mit einer Freiin von Thienen-Adlerflycht vermählt. Ursprünglich Offizier, widmet er sich jetzt mit großem Erfolg der schriftstellerischen Tätigkeit.

Schließlich sei noch die Bemerkung hinzugefügt, daß Schillers beide Schwestern, Christophine und Luise, ihren Bruder lange überlebt haben. Jene starb, fast 90 Jahre alt, im Jahre 1847 in Meiningen, diese, 70 Jahre alt, 1836 zu Möckmühl. Christophine starb kinderlos, während Luise zwei Töchter hinterließ — ein Sohn starb noch ein Jahr vor ihrem Tode. Die eine der beiden Töchter heiratete einen Pfarrer Elwert in Aich im württembergischen Oberamt Nürtingen, die andere einen Kaufmann Kühner in Möckmühl. An letzterem Orte lebt eine Urenkelin von Luise Schiller, Frau Amalie Kießling-Krieger, der wir das schöne Bild Luisens oben (Seite 56) verdanken.



II. Teil.

Literargeschichtliches.

---

1. Kapitel.

Schiller als Dramatiker.

I. Allgemeines.

Schillers dichterische Bedeutung liegt wesentlich auf dem dramatischen Gebiet. Gleich nach dem Erscheinen seines ersten Dramas, der „Räuber", äußerte ein Kritiker in der „Erfurtischen gelehrten Zeitung" über dieses Stück: „Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser." Der Mann (Timme) hatte einen scharfen Blick, er erkannte, wie Schiller es verstand, das Dramatische und das Theatralische wirksam zu vereinigen. Darin besteht eben ein Teil von Schillers Größe, und darum werden seine Dramen stets eine mächtige Wirkung auf den Zuschauer ausüben, so gut wie dies bei den Dramen eines Shakespeare der Fall ist. Ein weiteres wichtiges Moment ist der ideale Zug, der durch alle seine Dramen hindurchgeht, durch seine Jugenddramen ebensosehr wie durch die Schöpfungen des reifen Mannesalters. Diese hohe Begeisterung kommt nicht weniger durch die Sprache der Dramen als durch ihren Inhalt zum Ausdruck. Jedes einzelne vertritt einen bestimmten Gedanken; allen gemeinsam ist die hohe Begeisterung für Freiheit, Tugend, Unsterblichkeit. Diese Ideen sind in den Zeitumständen bis zu einem gewissen Grad begründet.

„Eine direkte Opposition gegen den Zeitcharakter macht den Geist derselben aus", schrieb Schiller selbst im August 1795 an den Philosophen Fichte. So vertritt er in den „R ä u b e r n" das Recht des Unterdrückten gegenüber dem Stärkeren; zugleich zeigt er, wie sich dieses Recht in Unrecht verkehrt. In seinem zweiten Jugend-

drama, dem „Fiesko“, wird die republikanische Freiheit mit all ihren Licht- und Schattenseiten dargestellt. In dem dritten Stück, „Kabale und Liebe“, führt er uns in die bürgerlichen Verhältnisse hinein, die durch den Adel in ihrer Ruhe gestört werden. Es ist der Standesunterschied mit all seinen in jener Zeit möglichen Folgen, der hier geschildert wird. Diese drei Dramen sind das Erzeugnis seiner jugendlichen Sturm- und Drangzeit. Sie sind dramatisch und theatralisch am wirksamsten wegen ihrer stark realistischen, der Wirklichkeit entnommenen Darstellung. Wohl sind sie in der Sprache übertrieben und schwülstig, aber an dramatischer Lebendigkeit übertreffen sie die späteren Dramen. Darauf folgt der „Don Karlos“. Er bildet eine Stufe des geläuterten Geschmacks, verrät aber immer noch die Spuren des jugendlichen Dramatikers. In ihm hat Schiller sein Fürstenideal geschildert. Dem Fürsten ist der Bürger gegenübergestellt; Völkerglück und Fürstenglück, Freiheit und Menschenwürde sind die Gegensätze, die dieses Drama zur Anschauung bringt. Nach dem „Don Karlos“ entstand eine längere Pause: Schiller widmete sich der Philosophie und Geschichte. Erst im Jahre 1796 begann er seinen „Wallenstein“, den er im Jahre 1799 beendete. Die geschichtliche Figur des Wallenstein ist hier zu einem Bilde menschlichen, ja übermenschlichen Strebens und Ringens verklärt. Schillers Wallenstein ist in der Wahl seiner Mittel nicht verlegen, fällt aber dem blinden Glauben an seine eigene Person, an seine Unfehlbarkeit zum Opfer. Auch das nächste Drama, „Maria Stuart“, ist geschichtlichen Inhalts. Der Kampf der beiden Königinnen Maria Stuart und Elisabeth ist erweitert zu einem Lebensbild zweier Nebenbuhlerinnen in der Liebe zu einem Mann. Das Leiden und die Lebenslust der Maria befinden sich in heftigem Konflikt mit der Starrheit und Unerbittlichkeit der Elisabeth. In dem nun folgenden Drama, der „Jungfrau von Orleans“, hat der Dichter wieder einen geschichtlichen Stoff behandelt. Der Kampf der Gotteskämpferin Johanna mit der Welt, mit der Sinnlichkeit, ihr Unterliegen und ihr Sich-wieder-aufraffen zu ihrem Beruf, Frankreich von Englands Herrschaft zu befreien, wird uns in dieser romantischen Tragödie vor Augen geführt. Nach diesen Stück nahm sich Schiller in der „Braut von Messina“ einen frei erfundenen

Stoff zum Vorwurf. Es ist die Ödipussage in moderner Gestalt, die uns hier entgegentritt. Der Fluch der bösen Tat wirkt zum Verderben fort in der Familie des Fürsten von Messina. Dessen Schuld pflanzt sich fort auf Weib und Kinder, wie in dem Hause des Königs Laios von Theben. In seinem letzten großen Schauspiel, dem „Wilhelm Tell", schilderte er den Freiheitskampf der heldenmütigen Schweizer gegen die österreichischen Landvögte, ihre tyrannischen Bedränger.

Außerdem ist noch eine Anzahl größerer und kleinerer Dramenfragmente vorhanden. Das bedeutendste davon ist der „Demetrius", ebenfalls eine historische Gestalt. Schillers Plan war, den Kampf, Sieg und Tod des russischen Kronprätendenten Demetrius zu schildern, der sich anfangs für berechtigt hält, später aber seinen Irrtum erkennt. Jetzt kann er aber nicht mehr zurück und muß so seinem Verderben entgegeneilen. Weiterhin beabsichtigte Schiller, die Geschichte des Betrügers Warbeck zu dramatisieren, der sich für einen der von Richard III. ermordeten Prinzen Eduard IV. ausgab. Ein modernes Gegenstück zu Sophokles' »Oedipus tyrannos« sollten „Die Kinder des Hauses" werden, ein ebenfalls frei erfundener Stoff, durch den die Verbrechen des scheinbaren Ehrenmannes Narbonne entlarvt werden. Sehr lange beschäftigten Schiller „Die Malteser". Der Kampf der Ritter des Malteserordens oder der Johanniter auf Malta gegen die Türken bildet das Thema dieses Dramas. Alle diese Fragmente sind mehr oder minder ausgeführt. Außer ihnen sind noch eine Anzahl Skizzen erhalten, die alle Schillers hervorragende dramatische Begabung verraten. „Die Prinzessin von Celle" (die Geschichte der unglücklichen Gemahlin Georgs I. von Hannover, Sophia Dorothea); „Themistokles"; „Agrippina" (Neros Mutter); „Elfriede" (Tochter eines englischen Grafen, wegen ihrer Schönheit von König Edgar zu seiner Gemahlin erhoben, nachdem sie vorher dessen Günstling Ethelwold, der sie für den König werben sollte, geheiratet hatte); „Die Gräfin von Flandern" (von ihren Untertanen zur Heirat gezwungen, weist sie alle ihre vornehmen Freier zurück, und reicht ihrem Edelknappen die Hand); „Die Polizei" (sollte ein Bild von „Paris in seiner Allheit" darstellen); „Rosamund" oder „Die

Braut der Hölle" (die eitle Rosamund weist alle Freier zurück; erst ein fremder Ritter, der Teufel, gewinnt sie, da er ihre „ungeheuersten Wünsche" befriedigt); „Die Braut in Trauer" oder „Zweiter Teil der Räuber" (Karl Moors Schuld soll durch den Untergang seines Geschlechts gesühnt werden); „Das Schiff" (alle interessanten Motive der Seereisen sollten darin verbunden werden); „Die Flibustier" (Seeräuberdrama); „Das Seestück" (ein Seeräuberschiff und seine Anführer sollten den Mittelpunkt des Dramas bilden); „Lustspiel im Geschmack von Goethes ›Bürgergeneral‹" (nur leicht skizziert).

II. Die einzelnen Dramen.

A. Die großen Dramen.

1. Die Räuber.

Den ersten Anlaß zu den „Räubern" gab Schubarts Aufsatz „Zur Geschichte des menschlichen Herzens" in Haugs „Schwäbischem Magazin" vom Jahre 1775. Schubart gab seine Erzählung ausdrücklich einem Genie preis, eine Komödie oder einen Roman daraus zu machen. Schiller ergriff das darin behandelte, uralte Motiv der feindlichen Brüder mit großer Begier. Es kam seinem Wunsche gerade entgegen. Er widmete alle seine freie Zeit diesem Thema; ja, er soll sich öfters krank gemeldet haben, um ungestörter daran arbeiten zu können. (Vgl. S. 81.) Die fertigen Szenen pflegte er seinen Freunden im Dichterklub vorzulesen. Eine solche Szene ist von einem seiner Mitgenossen, dem Maler Heideloff, in einer Skizze dargestellt worden, die noch vorhanden ist.

Das Stück erschien, wie schon oben (Seite 19) erwähnt wurde, anonym an der Jubilatemesse 1781. Ein Jahr nachher folgte die zweite verbesserte Auflage mit Schillers Namen und der berühmten Vignette, einem aufsteigenden Löwen mit der Unterschrift »in tirannos«. Von dem gewaltigen Aufsehen, das das Werk erregte, war schon oben die Rede. Schillers freimütige Selbstrezension wird später im 7. Kapitel erwähnt werden. Hier sei noch erwähnt, daß das Drama eine ganze Reihe von Räuberromanen und Räuberdramen

ins Leben rief. Das bekannteste ist der „Rinaldo Rinaldini“ von Goethes Schwager Vulpius.

Und was ist denn das Anziehende an dem Stück? Wodurch hat es eine so ungeheure Begeisterung, zumal unter der Jugend, hervorgerufen? Zweifellos durch den Kampf gegen die Ungerechtigkeit, der darinnen unternommen wird, durch den Krieg, der hier dem Bösen in der Welt erklärt wird. Wenn auch die Mittel, die dazu verwendet werden, selbst nichts weniger als sittlich gerechtfertigt, ja vielmehr revolutionär sind, so trägt doch schon die bloße Tatsache eines solchen Unternehmens etwas Begeisterndes in sich. Die grellen Farben, die Schiller aufträgt, erhöhen das Interesse dafür. Zwei innerlich und äußerlich einander so ungleiche Brüder, wie Karl und Franz von Moor es sind, müssen auch des gleichgültigsten Lesers Neugierde erregen. Der ältere Bruder Karl hat als Student ein etwas lockeres Leben geführt, ist aber ein ehrlicher, gerader Charakter. Der andere, die „Canaille“ Franz, sucht den Bruder aus dem Herzen des Vaters, des Grafen Maximilian von Moor, zu verdrängen und dessen Braut Amalia von Edelreich sich zu gewinnen. Zur Erreichung dieses Ziels ist ihm kein Mittel zu schlecht. Er unterschlägt die Briefe, in denen sein Bruder den Vater um Verzeihung bittet, und bringt den Vater durch vorgespiegelte falsche Briefe zur Verzweiflung. Den Bruder selbst treibt er durch einen erlogenen Brief des Vaters auf die Laufbahn eines Räuberhauptmanns. Jetzt fühlt sich Franz als Herrn. Er will seinen Vater beseitigen. Das gelingt ihm durch die falsche Nachricht von dem Tode Karls. Der alte Moor fällt dabei in eine Ohnmacht; in diesem Zustande wird er in einen Turm gebracht. Amalia ist nun Franzens nächstes Ziel; sie widersteht ihm aber. Unterdessen hat Karl als Räuberhauptmann schreckliche Taten vollbracht. Durch das Geschick eines seiner Räuber, Kosinsky, bestimmt, eilt er mit seiner Bande in seine Heimat. Unerkannt betritt er das väterliche Schloß. Er sieht Amalia; durch den alten Diener Daniel erfährt er die ganze Lage. Um Mitternacht belauscht er den „Bastard von einem Edelmann“, Hermann, den Überbringer seiner angeblichen Briefe, der aus Reue dem alten Moor in seinen Turm heimlich Nahrung bringt. Karl will nun blutige Rache. Er läßt das Schloß stürmen, Franz

erdrosselt sich, um nicht lebend in seines Bruders Gewalt zu kommen. Der alte Moor stirbt bei der Nachricht, daß Karl Räuberhauptmann ist. Dieser ermordet seine Amalia, da die Bande sie für sich beansprucht, und übergibt sich zur Sühne seiner Frevel selbst dem Gericht.

Daß Schiller mit seinen „Räubern" den rechten Ton getroffen, das bewiesen ihm schon die ersten Aufführungen (vergleiche oben S. 19. f.) in Mannheim. Bald durfte er erfahren, daß das Stück seinen Siegeslauf über die deutschen Bühnen nahm. Leider hatte er selbst nur geringen oder gar keinen pekuniären Erfolg davon. Und er hätte ihn doch so nötig brauchen können, den „allgewaltigen Mammon". Aber diesem „stand die Herberge unter seinem Dache gar nicht an", wie er einmal seinem Freund Petersen schrieb. Schiller mußte sich mit dem Ruhm begnügen. Den materiellen Gewinn hatten vorerst der Verleger, das Theater und — die Nachdrucker.

2. Die Verschwörung des Fiesko zu Genua.

„Fiesko" ist das erste historische Schauspiel Schillers. Durch Rousseau lernte er ihn zuerst kennen. Als er dann an die Dramatisierung der Gestalt ging, studierte er besonders »La conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque« von Kardinal Retz und Robertsons „Geschichte der Regierung Kaiser Karls V.". Er begann mit seiner Arbeit bald nach dem Druck seiner „Räuber", also noch in Stuttgart, brachte sie aber nicht fertig bis zu seiner Flucht im September 1782, wie er gehofft hatte, sondern vollendete sie erst in Oggersheim. Wenn er, wie er in seiner Widmung des Stücks an seinen Lehrer Professor Abel in Stuttgart sagt, in den „Räubern" das Opfer einer ausschweifenden Empfindung sich zum Vorwurf genommen hatte, so versuchte er hier das Gegenteil, ein Opfer der Kunst und Kabale. Fiesko, Graf von Lavagna, ein ehrgeiziger Mensch, strebt insgeheim nach dem Herzogshut von Genua. Das bleibt aber nicht verborgen. Gianettino Doria, der Neffe des Dogen Andreas Doria, sendet einen Meuchelmörder, den Mohren Muley Hassan, gegen ihn ab. Allein der schlaue Fiesko gewinnt den Mohren für sich. Gianettino selbst beschleunigt seinen eigenen Sturz durch seine Gewalttat

gegen Berta, die Tochter des Republikaners Verrina; damit erregt er eine Verschwörung gegen sich, und durch einen neuen Frevel bei der Wahl eines Prokurators treibt er die Bürger direkt zu Fiesko. Ein Aufruhr wird vorbereitet. Gianettino läßt Gegenminen spielen — er plant, seine vornehmsten Gegner, darunter Fiesko, zu ermorden — aber ihre Entdeckung bringt die Verschwörung rasch zum Ausbruch. Es kommt zum Kampf. Gianettino wird von Bourgognino, dem Verlobten Bertas, erdolcht. Fiesko ermordet im Kampfe unwissend seine Frau Leonore, fällt aber selbst dem starren Republikaner Verrina zum Opfer, der in ihm einen neuen Tyrannen befürchtet.

Schiller hielt sich ziemlich streng an die Geschichte. Nur sein Schluß ist ganz ungeschichtlich. Fiesko ertrinkt durch Zufall. Diese Tatsache konnte aber der Dichter in seinem Trauerspiel nicht verwenden, weil sie ganz undramatisch ist. Neu eingefügt hat er den „konfiszierten Mohrenkopf" Muley Hassan, eine vortreffliche Figur, ebenso die Berta-Episode. Die Charaktere des Fiesko und Verrina hat er für seine Zwecke in einzelnem geändert.

Die Aufnahme des „Fiesko" in Mannheim (vergleiche oben S. 31) war mäßig; das Publikum verstand ihn nicht. Das Stück war für die Mannheimer viel zu gelehrt. Aber zu Berlin wurde es vierzehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt. Im Druck war „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, ein republikanisches Trauerspiel" schon im April 1783 bei Schwan in Mannheim erschienen.

3. Kabale und Liebe.

„Kabale und Liebe" ist ein rein erfundener Stoff, hat aber das Stuttgarter Hofleben zum Hintergrund. Auf Stuttgart weist auch schon die Entstehung des Planes hin (vergleiche oben S. 26). Vollendet wurde das Stück in Bauerbach Juli 1783 (vergleiche S. 29). Zur Ostermesse 1784 erschien es, bei Schwan in Mannheim gedruckt, der Schiller 6½ Karolin (zu 11 Gulden) dafür bezahlt hatte.

Der Dichter geißelt in dem Stück die Hof- und Maitressenwirschaft, die er in Stuttgart kennen gelernt hatte. Es ist ein Seitenstück zu der uralten Virginiageschichte, eine Parallele zu Lessings

„Emilia Galotti". Das Motiv des Standesunterschiedes, das diesem Drama zugrunde liegt, ist schon früher von anderen behandelt worden, aber von keinem so wirksam wie von Schiller. Die darin behandelten rousseauischen Gedanken — das Recht des einzelnen auf Leben und Liebe — sind nicht weniger revolutionär durchgeführt als das Thema der „Räuber". Major Ferdinand von Walter ist insgeheim mit Luise, der Tochter des Stadtmusikanten Miller, verlobt. Auf Befehl seines Vaters, des Präsidenten am Hofe eines deutschen Fürsten, soll er aber die Favoritin dieses Fürsten, Lady Milford, zum Scheine heiraten. Der Major weigert sich. Um ihn zu zwingen, intrigiert der Präsident und die Lady Milford gegen Ferdinand, Luise und deren Eltern. Durch die Kabale des elenden Sekretärs Wurm und die feigen Dienste des erbärmlichen Hofmarschalls von Kalb erreichen sie ihren Zweck. Die Liebenden werden getrennt. Aber die Eifersucht auf Kalb, an den Luise einen Liebesbrief zu schreiben gezwungen wird, treibt den Major zur Vergiftung seiner Luise und seiner eigenen Person.

„Kabale und Liebe" ist von außerordentlicher Wirkung auf dem Theater, weil es sehr realistisch gehalten ist. Die modernen naturalistischen Dramatiker berufen sich daher gerne auf dieses Stück. Aber mit Unrecht. Es besteht ein großer Unterschied zwischen ihnen und Schiller. Das zeigt schlagend ein Vergleich mit Sudermanns Drama „Sodoms Ende", das häufig zu „Kabale und Liebe" in Parallele gesetzt wird. Während Schiller das Böse geißelt und sein Strafgericht darüber ergehen läßt, ist es den „Modernen" darum zu tun, lediglich die Tatsachen recht kraß zu schildern und ein möglichst getreues Abbild der Natur zu geben. Daher kommt es, daß gerade der Schluß, an dem der Leser eine gewisse Versöhnung und Ausgleichung erwartet, in den modernen naturalistischen Dramen völlig unbefriedigt läßt.

4. Don Karlos.

Auf die Gestalt des spanischen Prinzen Don Karlos wurde der Dichter im Jahre 1782 durch den Intendanten Dalberg hingewiesen. Im Jahre 1783 nahm er die Arbeit in Angriff; allein es vergingen über fünf Jahre, bis das Stück, das freilich das längste aller

Schillerschen Dramen ist, vollendet war. Die ersten Anfänge entstanden in Bauerbach. Der Dichter hatte damals die Absicht, „in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen". Seine Hauptquelle war die Erzählung des Abbé St. Réal »Dom Carlos. Nouvelle historique.« Ein Plan „Dom Karlos, Prinz von Spanien. Trauerspiel", der sich eng an St. Réal anschließt und in Bauerbach entworfen wurde, hat sich noch erhalten. Der französischen Novelle entnahm Schiller überhaupt den Stoff und auch die Namen. Ebenso hat er sich auch die ungeschichtliche Auffassung des Prinzen aus St. Réal, angeeignet.

Im April 1783 wurde der „Don Karlos" beiseite gelegt; ein volles Jahr ruhte die Arbeit. Erst auf Reinwalds und Dalbergs Betreiben wurde sie fortgesetzt, aber nur langsam. Daher kam es, daß Schiller sie auch nur bruchstückweise veröffentlichen konnte. Der erste Akt, den er dem Herzog Karl August hatte vorlesen dürfen, erschien in der „Rheinischen Thalia" 1785, das Jahr darauf ebendaselbst die zwei nächsten Akte. Dann stand es nochmals ein Jahr an, bis das Ganze abgeschlossen war. Im Juli 1787 wurde das Drama unter dem Titel „Dom Karlos, Infant von Spanien" in Göschens Verlag in Leipzig herausgegeben.

Die lange Beschäftigung mit dem Stoffe bewirkte innerhalb desselben große Veränderungen. In dem Bauerbacher Entwurf beabsichtigte Schiller nur ein „Familiengemälde aus einem fürstlichen Hause". In den Thalia-Fragmenten trat das politische Element, das bald das herrschende wurde, hinzu. Die schwärmerischen Ideen von Freundschaft und Völkerglück, von welchen Don Karlos und sein Freund Posa beseelt sind, bilden jetzt das Hauptthema des Stückes, während es vorher mehr Nebensache war. Weiterhin erlitten die beiden führenden Charaktere noch eine eingreifende Umbildung. Neue Ideen verdrängten die früheren. Posa gewann bei dem Dichter die Oberhand, Karlos fiel in seiner Gunst. Mit dem Vorherrschen Posas wurde auch die politische Idee allein leitend. Karlos mußte sich ganz den Plänen seines Freundes fügen.

Diese Wandlungen in seiner Auffassung hat Schiller selbst ausführlich geschildert in seinen „Briefen über Don Karlos", die er

im Jahre 1788 in Wielands „Teutschem Merkur“ erscheinen ließ. (Vgl. 7. Kapitel: „Kritische Arbeiten“.)

Die erste Ausgabe des Stückes von 1787, welche die drei stark gekürzten Akte aus der „Thalia“ und den IV. und V. Akt neu brachte, enthielt nicht weniger als 6282 Verse. Das Drama kam an Umfang zwei gewöhnlichen Theaterstücken gleich. Schiller kürzte daher in den neuen Ausgaben von 1801 (in dieser änderte er zuerst auf Wielands Vorschlag den „Dom“ in einen „Don“ Karlos), 1802 und 1805. In der Ausgabe letzter Hand (1805) umfaßt das Stück noch 5370 Verse. In dieser Gestalt steht es in den gewöhnlichen Ausgaben von Schillers Werken. Und darnach sei auch jetzt der Inhalt betrachtet.

Don Karlos, Kronprinz von Spanien, ist mit seinem Vater, dem König Philipp II., zerfallen. Dieser hatte die Braut seines Sohnes, Elisabeth von Valois, geheiratet, und darum traut ihm der Sohn nichts Gutes zu. Der König hinwiederum verfolgt seinen Sohn mit Argwohn. Von dieser Voraussetzung geht die Handlung des Stückes aus. Der Prinz wird durch seinen Jugendfreund Marquis Posa, dem er sein Herz erschließt, auf eine ernstere Aufgabe hingewiesen, auf die Befreiung der Niederlande von der durch Alba drohenden Inquisition. Die Königin selbst, mit der ihm trotz der strengen Etikette Posa eine Zusammenkunft ermöglicht, heißt ihn an seine Pflichten als künftiger Regent denken. Der doppelte Einfluß von Mutter und Freund ist nicht vergeblich. Don Karlos will diesem Ziel zustreben, ohne freilich vorerst seine Hoffnung auf Elisabeths Hand ganz zu begraben. Arm in Arm mit Posa will er sein Jahrhundert in die Schranken fordern. Damit ist die Exposition des Stückes gegeben. Die Handlung beginnt, indem der Infant seinen Vater um den Oberbefehl in den Niederlanden bittet. Sein Schritt ist vergeblich, Alba wird ihm vorgezogen. Ja, dieser verbindet sich mit der Prinzessin von Eboli, deren Liebe Don Karlos verschmäht hatte, und mit Domingo, des Königs Beichtvater, gegen den Prinzen und die Königin. Damit ist der Knoten geschürzt. Die Verbündeten verschmähen kein Mittel, um die Königin beim König zu verleumden. Es gelingt ihnen freilich nicht so leicht, da der König mißtrauisch ist und an Posa einen guten Be-

rater gewonnen hat, der als Gegner der drei Verbündeten im Interesse des Infanten und der Königin wirkt. Der Marquis fordert nun die Königin, zu der er auf des Königs Befehl jetzt ungehindert Zutritt hat, auf, ihren Einfluß dahin zu verwenden, daß der Infant sich heimlich nach den Niederlanden begebe. Anderseits sucht er dem König die Unschuld der von ihm der Untreue bezichtigten Königin zu beweisen. Zu dem Ende übergibt er ihm die Brieftasche des Infanten, die er sich von diesem der Sicherheit halber erbeten hatte. Sie enthält nur einen Brief der Eboli an den Prinzen und Briefe von dessen einstiger Braut Elisabeth. Diese Brieftasche wird nun Anlaß zu weiterer Verwicklung. Der Oberste der königlichen Leibwache, Graf Lerma, erblickt sie nämlich in des Königs Hand. Da geht er hin und warnt den Infanten vor Posa. Dieser schöpft Argwohn, er glaubt sich von Posa verraten. In der Verzweiflung wendet er sich an die Eboli, die er für seine Freundin hält, mit der Bitte, ihm Zutritt bei seiner Mutter zu verschaffen. Posa kommt gerade dazu, als er mit der Eboli verhandelt. Rasch entschlossen läßt er den Prinzen verhaften — der König selbst hatte ihm auf seinen Wunsch für den Notfall einen Haftbefehl ausgestellt —, da er von der Eboli das Schlimmste erwartet. Die Prinzessin Eboli selbst erschreckt er durch Drohungen so sehr, daß sie der auf den Lärm hin herbeigeeilten Königin ihre Schuld, ihr Vergehen gegen sie (Briefdiebstahl ꝛc.) gesteht. Zur Rechtfertigung seines Verfahrens eilt Posa zur Königin. Er verkündet ihr, daß er selbst verloren sei infolge der Verhaftung des Infanten, und daß dieser in der Nacht fliehen müsse. Dazu müsse die Königin mitwirken. Nach der Verhaftung des Prinzen intrigieren Posas Gegner gegen diesen. Es gelingt ihnen, ihn zu stürzen.

Noch hat Posa zwar Zeit, zu Don Karlos zu gehen, ihn über seine Verhaftung aufzuklären und sein Verhalten zu rechtfertigen; aber plötzlich erscheint Alba im Gefängnis und kündet dem Infanten die Freiheit an. Aber dieser will sie nur vom Könige annehmen. Alba geht daher. Kurz nachher ertönt ein Schuß. Posa sinkt zum Tod getroffen nieder. Er hat seinen Tod herbeigeführt, sich selbst geopfert, weil er Don Karlos für die

Sache der Freiheit verloren glaubte. Durch seinen eigenen Tod hofft er den Freund wieder zur Umkehr zu bewegen. Während nun der Infant seinen toten Freund beklagt, erscheint der König selbst.

Die Nachricht von Posas Opfertod, die er von seinem Sohn vernimmt, und eine Rebellion in Madrid, zu Don Karlos' Gunsten ausgebrochen, rauben dem König die Besinnung, so daß man ihn ohnmächtig forttragen muß. Der Infant verweilt noch bei der Leiche Posas, als Merkado, der Leibarzt der Königin, erscheint und ihm meldet, daß ihn die Königin vor seiner Abreise noch zu sprechen wünsche; er möge nachts 12 Uhr in der Verkleidung des verstorbenen Kaisers kommen. Alle Anstalten zur Flucht sind getroffen, der Aufruhr begünstigt sie, und so scheint alles günstig ablaufen zu wollen. Es ist das Moment der letzten Spannung, das uns hier entgegentritt. Aber durch Albas Wachsamkeit wird ein Mönch verhaftet, der dem Infanten Papiere von Posa mit genauen Weisungen für die Abreise nach den Niederlanden überbringen sollte. Alba übergibt dem Könige diese Papiere. Gleich darauf erhält der König die Meldung der Schloßwache, daß der Geist des Kaisers sich sehen lasse und an den Posten vorbeigeschritten sei. Der König weiß, was davon zu halten ist. Er geht mit dem herbeigerufenen Großinquisitor und seinen Granden der Spur nach. Er überrascht den Infanten in dem Augenblick, als er sich von der Königin verabschiedet. Er übergibt ihn dem Großinquisitor mit den Worten: „Kardinal, ich habe das Meinige getan. Tun Sie das Ihre".

Die erste Aufführung des Stückes, das Schiller wegen seiner Länge für ein Buchdrama erklärt hatte, erfolgte in Mannheim am 8. April 1788. Durch die Schuld des Theaterintendanten Dalberg mißglückte sie. Eine andere Aufführung veranstaltete der berühmte Theaterdirekter und Schauspieler Schröder in Hamburg im Jahre 1790. Schiller hatte zu diesem Zweck das Stück besonders für die Bühne bearbeitet, und zwar in Prosa. Auch diese Prosa-Ausgabe, zu der ihm besonders sein Freund, der Schauspieler Beck in Mannheim, geraten hatte, erschien gedruckt, allerdings erst nach des Dichters Tode, im Jahre 1808.

5. Die Wallenstein-Trilogie:

a) „Wallensteins Lager". b) „Die Piccolomini". c) „Wallensteins Tod".

Nach dem „Don Karlos" ruhte Schillers dramatische Tätigkeit neun Jahre lang. Historische und philosophisch-ästhetische Studien beschäftigten in dieser Zeit seinen Geist.

Als er sich dann wieder dem Drama zuwandte, waren es zuerst die Malteser, denen er für kurze Zeit sich zuneigte. Dann aber zog es ihn zum Wallenstein, der schon lange sein Inneres bewegt hatte. Dieser Stoff war von Anfang an nicht auf die drei Stücke berechnet, die wir jetzt bewundern, sondern das gewaltige Material sollte in einem Drama zusammengefaßt werden. Als sich aber die Unmöglichkeit der Durchführung herausstellte, wurde die ganze Masse in zwei Stücke mit einem Vorspiel oder Prolog geteilt. Auf diese Weise entstand die „Wallenstein"-Trilogie. Dies ist aber keine Trilogie in griechischem Sinne, die drei selbständige Stücke erforderte, welche auf einander Bezug hatten. Schillers „Wallenstein"-Trilogie ist dagegen im Grunde nur eine Handlung, ein Stück, das bloß wegen seiner Länge in drei Teile zerlegt wurde. Das Vorspiel „Wallensteins Lager" ist für sich allein bestehend, ganz selbständig, weshalb es oft allein gespielt wird. Es führt uns in das Lagerleben des Wallensteinschen Heeres hinein. Der Feldherr tritt zwar nicht selbst auf, ist aber doch der Mittelpunkt der Handlung, um den sich alles dreht. Die unbedingte Ergebenheit seiner Soldaten zeigt sich überall in schönstem Licht. Als er dem spanischen Infanten Truppen abtreten soll, da sind sie alle zu einem Protest dagegen fest entschlossen. Nur unter Wallenstein, der sie geworben und zu Sieg und Ruhm geführt, wollen sie dienen. Sie fühlen sich nur als „die Wallensteiner", wie Schiller auch ursprünglich das Stück betiteln wollte.

Die Handlung des Vorspiels ist nur lose zusammenhängend. Es sind elf einzelne Szenen aus dem rohen Kriegsleben, die uns vorgeführt werden. Lauter prächtige Kabinettsstücke, vom feinsten Humor belebt: der Bauer, der mit falschen Würfeln spielt; der Scharfschütz, der den Kroaten prellt; der Wachtmeister, den Rekruten belehrend; der Kapuziner, eine köstliche Gestalt, die allerdings zumeist dem Abraham a Santa Clara entlehnt ist; die für Wallenstein begeisterten

Soldaten, besonders der Wachtmeister, die Kürassiere und die Jäger. Mit einer Huldigung für den Feldherrn klingt das Vorspiel in das berühmte, vielgesungene Reiterlied aus.

Die eigentliche Handlung der Trilogie beginnt erst mit den „Piccolomini". Sie wird eröffnet durch die Ankunft des kaiserlichen Kriegsrates von Questenberg im Lager, der Vollmachten gegen Wallenstein mitbringt. Zugleich mit ihm erscheint auch Wallensteins Gemahlin und Tochter, von Max Piccolomini, dem treuen Anhänger Wallensteins, begleitet. Durch seine Gemahlin erfährt Wallenstein, daß die Stimmung am Hofe gegen ihn ist. Questenbergs Verlangen, daß die Armee Böhmen räume, nach Bayern ziehe, und daß 8000 Mann dem spanischen Infanten abgetreten werden sollen, bestätigen ihm diese Meldung. Wallenstein will sich daher durch Illo, seinen vertrauten Feldmarschall, eidlich der Treue seiner Generale versichern lassen. Bei einem Bankett bei seinem Schwager Grafen Terzky wird der Plan ausgeführt. Durch eine, in der zur Unterschrift bestimmten Urkunde weggelassene Klausel — soweit der dem Kaiser geleistete Eid es erlaube — werden die Generale gewonnen. Nur Max Piccolomini unterschreibt nicht, weil er es für unnötig hält. Er fühlt sich mit Wallenstein durch die Liebe zu dessen Tochter Thekla ganz verbunden. Durch seinen Vater Oktavio, der absichtlich, obwohl er den Betrug gemerkt, den Revers unterschrieben, erfährt er jedoch, daß Wallenstein als Verräter geächtet und an seiner Stelle er, Oktavio, zum Generalissimus insgeheim ernannt sei. Diese Mitteilung erregt in Max Zweifel, er will sich Gewißheit verschaffen, ob er den Freund, „ob er den Vater soll entbehren". Damit schließen „Die Piccolomini", und das dritte Stück, „Wallensteins Tod", anfangs nur „Wallenstein" genannt, beginnt. Wallenstein erfährt die Gefangennahme Sesins, seines Unterhändlers mit den Schweden. Der schwedische Oberst Wrangel fordert Wallenstein auf zum offenen Bruch mit dem Kaiser und zur Übergabe Prags und Egers an die Schweden. Während nun Wallenstein noch überlegen will, beredet ihn seine Schwägerin, Gräfin Terzky, eine energische Frau, zum Bund mit den Schweden; Max Piccolomini dagegen, welchen er ins Vertrauen zieht, sucht ihn vom Verrat abzuhalten. Oktavio indessen, vor dem ihn seine getreuesten Freunde Graf Terzky und

[illegible] verbunden und schwer [illegible] daß ich weiß
Den Tag zu nennen, wo [illegible] mal
Sein Herz mir aufging, sein Vertrauen [illegible].
~~Mit jenem Tage [illegible]~~
Es war der Morgen vor der Lützner Schlacht —
Mich trieb ein böser Traum, ihn aufzusuchen,
Ein ander Pferd zur Schlacht ihm anzubieten.
Fern von den Zelten, unter einem Baume
Fand ich ihn eingeschlafen. Als ich ihn
Erweckte, mein Bedenken ihm erzählte,
Sah er mich lange staunend an, drauf fiel er
Mir um den Hals und zeigte eine Rührung,
Wie jener kleine Dienst sie gar nicht werth war.
Seit jenem Tag verfolgt mich sein Vertrauen
In gleichem Maaß als ich das meine flieht.

Questenberg

Sie ziehen Ihren Sohn doch ins Geheimniß?

Octavio

Nein!

Questenberg

Wie? ~~[illegible]~~ auch warnen wollen Sie ihn nicht
~~[illegible]~~
~~[illegible]~~
In welcher schlimmen Hand er sich befinde.

Octavio

~~Ich muß ihn seiner Unschuld anvertrauen.~~

Questenberg (bewegt)

Mein würdiger Freund! Ich hab die besten [illegible]

Piccolomini I, 3. Faksimile aus der sogenannten Rueschen Handschrift in Stuttgart.

Illo vergebens warnen, tritt jetzt entschieden auf. Durch Vorzeigung des kaiserlichen Schreibens gewinnt er Isolani und Buttler für sich, die zum Schein jetzt Wallenstein ihre besonderen Dienste anbieten. Bald aber fallen noch andere Generale ab, ebenso die Stadt Prag. Die Pappenheimschen Kürassiere, die zu Wallenstein eine Abordnung senden, bringt Buttler, der immer um Wallenstein ist, durch ein absichtlich unvorsichtiges Wort zum Abfall. Ihren Oberst Max, der von Wallenstein Abschied nehmen will und den sie von diesem gefangen glauben, holen sie mit Gewalt. Bis hierher vollzieht sich die Handlung zu Pilsen. Jetzt zieht Wallenstein zu seinem eigenen Verderben nach Eger, immer von Buttler wie von einem bösen Geist begleitet. Dieser abtrünnige Oberst gewinnt den Kommandanten von Eger, Gordon, zur Verhaftung Wallensteins. Aber der plötzliche Sieg der Schweden bei Neustadt über die Pappenheimer unter Max Piccolomini, der dabei fällt, veranlaßt Buttler zu einem anderen Entschluß. Da er die Ankunft der Schweden in Eger befürchtet, so soll Wallenstein in der kommenden Nacht ermordet werden. Zu dem Zweck wählt Buttler die Hauptleute Deveroux und Macdonald. Vor der Tat wird aber Wallenstein noch gewarnt — es ist das Moment der letzten Spannung —, die Gräfin Terzky, der Astrolog Seni, ja sogar Gordon machen ihn auf eine unmittelbar drohende Gefahr aufmerksam. Es ist umsonst, Wallenstein hört nicht darauf; er will nur seinen eigenen Erfahrungen trauen. Und so haben die Mordgesellen leichte Arbeit. Kaum ist Wallenstein zur Ruhe gegangen, so dringen sie in sein Schlafkabinett ein und ermorden den Wehrlosen. Seine Getreuen, Terzky und Illo, fallen bei einem Gastmahl auf dem Schloß. Die Gräfin Terzky nimmt Gift, um nicht die Ehre ihres Hauses zu überleben. Damit endet die gewaltige Wallenstein-Tragödie. Schiller hat an ihr lange Zeit gedichtet. In seinem Kalender findet sich unter dem 22. Oktober 1796 die Notiz: „An den „Wallenstein" gegangen, denselben am 17. März 1799 geendigt fürs Theater und in allem 20 Monate voll mit sämtlichen drei Stücken zugebracht." Am 12. Oktober 1798 fand die erste Aufführung des „Lagers" statt, das er erst unmittelbar vor der Aufführung beendete. Am Ende des Jahres waren die „Piccolomini" fertig, die dann am Geburtstag der Herzogin, am 30. Januar des nächsten Jahres, zuerst

gespielt wurden. Schon am 20. April folgte der „Wallenstein“ auf dem Theater nach.

Der Dichter war froh, als die Arbeit hinter ihm lag. Oft hatte er über den gewaltigen Stoff geseufzt. Jetzt aber durfte er sich der allgemeinen Anerkennung erfreuen.

6. Maria Stuart.

Nach dem „Wallenstein“ hatte Schiller „Soldaten, Helden und Herrscher vor jetzt herzlich satt“. Er suchte einen allgemein menschlichen, bloß leidenschaftlichen Stoff. Da erinnerte er sich der Maria Stuart wieder, deren Geschichte ihn schon in Bauerbach beschäftigt hatte. Sie bot ihm, was er wünschte. Die ungerechte Gefangennahme, Verurteilung und Hinrichtung der schottischen Königin durch die englische Königin Elisabeth ward für ihn eine reiche Quelle zu einer Tragödie. Die Hinrichtung der Maria Stuart ist schon bei Beginn des Schillerschen Stückes beschlossene Sache; aber der Dichter weiß durch das ganze Stück hindurch bis zuletzt den Zuschauer in der Schwebe zu erhalten. Alles lenkt scheinbar von dem letzten Schritt weg, aber in Wirklichkeit rückt es nur immer sicherer und bestimmter dem Ziel entgegen. Der gefangenen, von Amias Paulet auf Schloß Fotheringhay sicher bewachten Königin bietet sich Paulets Neffe Mortimer, freilich nur aus egoistischen Zwecken, als Retter an. Er gibt sich deshalb bei Elisabeth, um sie zu täuschen, als Marias Feind aus, so daß ihn diese zu Marias Beseitigung verwenden will. Gleichzeitig setzt er sich mit Marias Freund Robert Dudley, Grafen von Leicester, ins Einvernehmen. Dieser, zugleich Günstling der Elisabeth, bewegt letztere, eine von Maria gewünschte Zusammenkunft mit ihr zu bewilligen. Dieses Zusammentreffen beschleunigt aber nur Marias Verderben, da sie sich nicht beherrschen kann. Ein Mordanschlag gegen Elisabeth, durch Mortimer veranlaßt, bestimmt diese, das Todesurteil zu unterschreiben, nachdem sie lange vorher gezögert hatte. Die Hinrichtung wird unmittelbar nachher vollzogen; Graf Leicester, der den Mitwisser seiner Pläne, Mortimer, in den Tod getrieben hatte, rät aus Sorge um sein eigenes Leben selbst dazu. Auf Elisabeths Befehl muß er die Vollstreckung des Richterspruchs über-

nehmen. Maria stirbt mit gefaßtem Sinn, sie ist mit ihrem Geschick versöhnt, sie erkennt in dem Leiden, das ihr in England ungerechterweise auferlegt wird, eine Strafe für ihre Vergehen in früherer Zeit.

Am 4. Juni 1799 hatte Schiller mit der Ausarbeitung des Stückes begonnen; am 8. Juni des nächsten Jahres war er fertig. Am 14. Juni 1800 wurde es zuerst in Weimar gespielt (vgl. oben S. 69). Im Jahre 1801 erschien es gedruckt bei Cotta.

Seit der Vollendung der „Maria Stuart" hatte der Dichter das frohe Bewußtsein, daß er sich jetzt des dramatischen Organs bemächtigt habe und sein Handwerk verstehe. Das war ihm eine hohe Befriedigung. Er hatte jetzt die Gewißheit, daß das Drama das Gebiet sei, auf dem er zu wirken berufen sei.

7. Die Jungfrau von Orleans.

Kaum war die „Maria Stuart" abgeschlossen, als er sofort Anstalt zu einem neuen Drama machte, da er sich nie besser befinde, als wenn sein Interesse an einer Arbeit recht lebendig sei. Er wählte wieder ein historisches Thema: „Die Jungfrau von Orleans". Doch hielt er sich hier weniger streng an die Geschichte als bei dem vorausgegangenen Stück. Aber er hat durch seine Darstellung die Heldin, die nach der Geschichte Unsägliches zu erleiden hatte, uns menschlich näher gebracht. Er hat ihr, um das Interesse für sie zu erhöhen, echt weibliche Gefühle verliehen. Aber gerade diese bringen sie in Konflikt mit ihrer Aufgabe, Frankreich von Englands Herrschaft zu befreien und den König zu krönen. Das kann sie nur als reine Jungfrau. So entrüstet sie nun die Bewerbung französischer Ritter um ihre Hand zurückweist, so unwiderstehlich wird sie plötzlich von Liebe zu einem feindlichen Feldherrn ergriffen. Damit lädt sie doppelte Schuld auf sich. Das fühlt sie auch sofort, und diese Schuld zu sühnen, ist ihr einziger Gedanke. Mit der Erreichung dieses Zieles ist auch ihre Mission erfüllt, ihre Aufgabe zu Ende. Sie stirbt den Heldentod auf dem Schlachtfelde. Den Tod auf dem Scheiterhaufen, den die geschichtliche Jeanne d'Arc (1412 geb.) am 30. Mai 1431 zu Rouen erlitt, konnte der Dichter für seinen Zweck nicht brauchen. Neben der Verbrennung hätten dann auch die lange

Gefangenschaft bei den Engländern und die peinlichen Verhöre Verwendung finden müssen. Das hätte aber das ganze Bild der Heldin wesentlich verändert und wäre nicht ohne düstere Szenen vor sich gegangen. Schiller dachte später nach Vollendung des Stückes daran, eine zweite „Jungfrau von Orleans" zu dichten und sich genauer an die Geschichte zu halten. Aber die Schwierigkeiten, die sich ihm hier entgegenstellten, veranlaßten ihn, den Plan wieder fallen zu lassen. Es war ein Glück, denn eine der beiden Figuren hätte dabei notwendig verlieren müssen. In der einen Gestalt aber, die der Dichter uns geschenkt hat, lebt das Bild des Heldenmädchens fort für alle Zeiten. Ja, die Franzosen selbst sind erst durch Schiller auf die rechte Bedeutung der Jungfrau von Orleans gebracht worden, da Voltaire in seiner „Pucelle" alles getan hatte, um die Retterin Frankreichs in den Augen seiner Landsleute herabzusetzen und „in den Staub zu ziehen". Schiller ist es gewesen, der die poetische Begeisterung für die „Jungfrau" in Frankreich wieder geweckt hat. Es konnte auch gar nicht anders sein, als daß seine Dichtung in Johannas Heimat den lebhaftesten Widerhall fand; hat er doch in beredten, ergreifenden Worten den hohen Enthusiasmus, den die Franzosen von ihrem König an bis auf den einfachen Bürger herab für das Heldenmädchen empfanden, geschildert. Er eröffnet sein Drama mit einem Prolog, der uns in Johannas Elternhaus führt. Wir erfahren, wie die Jungfrau sich von ihren Schwestern absondert und allein um Mitternacht unter dem Druidenbaum sitzt. Ihrem Vater Thibaut bangt davor. Nur ihr Liebhaber Raimond verteidigt sie. Johanna selbst schweigt zu allen Vorwürfen ihres Vaters. Erst die Erzählung des Landmanns Bertrand von den Kriegsnöten bringt sie zum Reden. Sie spricht mit Begeisterung davon, daß eine Jungfrau Frankreich retten werde. Daß diese Jungfrau sie selbst ist, verheimlicht sie. Erst als sie allein ist, enthüllt sie in einem Monolog ihre göttliche Berufung. Sie nimmt feierlich Abschied von ihrer Heimat, sie ist bereit, dem Rufe zu folgen. Nach dieser Exposition im Prolog werden wir im 1. Akt an das Hoflager des Königs Karl VII. zu Chinon versetzt. Der König ist untätig, dem Krieg abgeneigt. Vergebens fordern ihn seine tapferen Führer, Graf Dunois insbesondere, zum Kampf auf

Auch der Hilferuf der Abgesandten der Stadt Orleans ist umsonst. Der König heißt sie, sich in ihrer Not dem auf englischer Seite kämpfenden Herzog von Burgund, Philipp dem Guten, ergeben, dem er vergeblich die Versöhnungshand geboten hatte. Auch der Einfluß seiner Geliebten Agnes Sorel vermag nicht viel über den schwachen König. Er beschließt, dem Feinde zu weichen und sich über die Loire zurückzuziehen. In dieser mißlichen Lage trifft als belebendes Moment durch den lothringischen Ritter Raoul die Nachricht ein, daß das französische Heer mit Hilfe einer Jungfrau einen Sieg über die Engländer errungen habe. Bald erscheint diese selbst vor dem König, den sie, ohne ihn zuvor gekannt zu haben, sogleich aus seinem Hofstaat herausfindet. Durch geheime Enthüllungen überzeugt sie ihn sofort von ihrer göttlichen Sendung, so daß er sie an die Spitze seines Heeres stellt. Rasch wendet sich das Kriegsglück. Im englischen Lager herrscht eitel Schrecken über das Erscheinen der Jungfrau, die ihre Scharen zum Sieg führt. Nur mit Mühe vermögen die englischen Feldherren Talbot und Lionel ihre flüchtigen Truppen zum Halten zu bewegen. Endlich gelingt es ihnen, ein Lager zu schlagen. Aber dieses wird von der Jungfrau erstürmt. Jetzt stürzen die englischen Soldaten in wilder Flucht dahin. Johanna beteiligt sich persönlich am Kampfe gegen den Walliser Montgomery und den Herzog von Burgund. Durch das Dazwischentreten von Dunois und La Hire gelingt es ihr, den Herzog zu versöhnen und für Frankreich wieder zu gewinnen. Dieser hält seinen feierlichen Einzug in des Königs Lager. Johanna vermittelt eine Versöhnung mit allen. Zur Belohnung erteilt ihr der König den Ritterschlag. Dunois und La Hire wünschen ihre Hand; aber sie lehnt es ab, da sie nur ihrer Aufgabe leben dürfe. Alle Bemühungen sind vergeblich. Plötzlich rücken die Feinde an. Johanna stürmt in die Schlacht. Der feindliche Feldherr Talbot fällt. Noch nach seinem Tode verfolgt er als schwarzer Ritter die Jungfrau und reizt sie zum Kampfe. Nach seinem Verschwinden tritt der andere Feldherr Lionel auf. Johanna besiegt ihn, schont aber sein Leben, da sie urplötzlich von Liebe zu ihm ergriffen wird. Aber damit ist sie ihrem göttlichen Beruf untreu geworden. Von da ab fällt die Handlung. Johanna macht sich in einem Monolog bittere Vorwürfe darüber, daß sie den Feind

geschont. Ihr Schuldbewußtsein drückt sie darnieder. Nur mit Mühe läßt sie sich daher bewegen, beim Krönungsfest ihre Fahne voranzutragen: sie fühlt sich unwürdig. In der Kirche hält sie es nicht aus. Sie verläßt sie während der Feier ohne ihre Fahne. Außerhalb trifft sie ihre Schwestern Louison und Margot, die zum Fest gekommen waren. Mit ihnen will sie in ihre Heimat zurück, da tritt der König aus der Kirche, und plötzlich erscheint auch ihr Vater Thibaut. Es erfolgt eine Katastrophe. Der Vater erklärt seine Tochter für eine Zauberin. Plötzliche Donnerschläge scheinen seine Anklage zu bestätigen. Alles verläßt sie. Nur Raimond, ihr ehemaliger Liebhaber, bleibt ihr zur Seite. Sie flieht mit ihm. Sie gelangen zu einer Köhlerhütte; der Köhlerbub erkennt sie; sie wird als Hexe gemieden. Aber jetzt vollzieht sich in ihr ein Umschwung, sie fühlt sich rein, sie hofft, daß der Tag der Wahrheit kommen werde. Doch ist ihre Prüfung noch nicht zu Ende. Plötzlich erscheint die Königin Isabeau und nimmt sie gefangen. Raimond flieht und verkündet Dunois ihre Schuldlosigkeit. Unterdessen wird sie zu Lionel geführt. Er fordert sie, freilich vergeblich, auf, zu den Engländern überzugehen und sein Weib zu werden. Aber er muß in die Schlacht eilen. Johanna, mit schweren Ketten gefesselt, begleitet den Kampf mit der lebhaftesten Teilnahme. In der äußersten Not, als sie die Gefangennahme ihres Königs vernimmt, zerreißt sie ihre Ketten und stürmt hinaus. Sie befreit den König, gewinnt die Schlacht, aber sie fällt im Kampfe. Ihre Schuld ist gesühnt.

Am 16. April 1801 war die „romantische Tragödie", wie Schiller sein Werk auf dem Titel bezeichnete, vollendet. Im Oktober des Jahres erschien es gedruckt als „Kalender auf das Jahr 1802" bei Unger in Berlin. Es wurde mit außergewöhnlichem Enthusiasmus aufgenommen. Das Wunderbare der Erfolge der Jungfrau, die geschichtlich erwiesen sind, ergriff die Gemüter aufs tiefste. Die Hinneigung zum Romantischen fand den lebhaftesten Beifall. Die Wunderwelt, in die der Dichter versetzte, erhielt in beständiger Spannung und Erregung.

Eine Aufführung der Tragödie konnte in Weimar aus persönlichen Gründen (Rücksicht des Herzogs auf die Schauspielerin Jagemann) vorerst nicht stattfinden (vergleiche oben S. 69). Erst am

23. April 1803 wurde das Stück dort gespielt, und zwar mit „ganz ungewöhnlichem Erfolg"; alles war davon „elektrisiert". Schiller hatte indessen schon früher, am 17. September 1801, einer Aufführung seiner Dichtung in Leipzig angewohnt. Schon bei seinem Eintritt in das Theater wurde er an diesem denkwürdigen Abend mit Pauken und Trompeten empfangen. Im Theater selbst war er der Gegenstand lebhaftester Kundgebung, die sich nachher bei seinem Austritt aus demselben zu einer stürmischen Ovation steigerte. „Es lebe Schiller, der große Mann!" ertönten die Zurufe der jubelnden Menge, die begeistert dem Genius ihre Huldigung darbrachte. Der Erfolg der ersten Aufführung hat sich stets wiederholt. Solange die historische Jungfrau von Orleans bewundert wird, so lange wird auch Schillers Drama geachtet und geschätzt werden. Das Wort, das Schiller in seinem Gedichte „Das Mädchen von Orleans" über sie ausgesprochen hat, ist vollauf berechtigt. Es lautet: „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben."

8. Die Braut von Messina oder Die feindlichen Brüder.

Die Fabel der „Braut von Messina", von Schiller frei erfunden, lehnt sich an die Ödipussage an. Dementsprechend fehlt auch die Vorgeschichte, die Prophezeiung, nicht. Beatrice wurde als Kind von ihrem Vater, dem Fürsten von Messina, gerade wie Ödipus dem Tode geweiht, weil durch sie sein ganzer Stamm den Untergang finden werde. Aber die Mutter Donna Isabella verbirgt die Tochter, solange der Vater lebt, in einem Kloster, da es ihr träumte, daß jene einst ihre streitenden Brüder in heißer Liebe vereinen werde. Diese letzteren wissen von dem Dasein ihrer Schwester nichts. Erst bei der Totenfeier ihres Vaters, der Beatrice heimlich beiwohnt, sieht sie, freilich ohne sie zu kennen, der jüngere Bruder Cesar und ist von ihrer Schönheit entzückt. Der ältere aber, Don Manuel, hatte sie schon früher auf der Jagd zufällig in ihrem Klostergarten getroffen. Er gewann ihre Liebe und entführte sie nach Messina. Dort nun trifft Don Cesar sie zufällig wieder in einem Garten und bestimmt sie, ohne sie nur vorher nach ihrem Willen zu fragen, zu seiner Braut. Die Liebe zu der ihnen unbekannten Beatrice hat nun

in der Tat beide Brüder vereinigt, milder gemacht. Sie lassen auf der Mutter Drängen ab von ihrer alten Feindschaft und versöhnen sich. Jetzt teilt ihnen die Mutter die Existenz ihrer Schwester mit, und sie selbst wollen ihr ein jeder seine Braut zuführen. Damit ist der Höhepunkt des Dramas erreicht. Alles scheint sich nun zum besten zu kehren. Da kommt aber der alte Diener Diego, der Beatrice vom Kloster abholen sollte, mit der Meldung, das Mädchen sei von Korsaren geraubt. Die Brüder eilen ab, um ihre Schwester zu retten. Manuel begibt sich aber zunächst in den Garten zu seiner Braut und findet sie von Cesars Leuten umgeben. Bald folgt letzterer selbst nach und trifft Manuel und Beatrice beisammen. In seiner Wut und Eifersucht ersticht er den Bruder. Dann eilt er fort, um — die Schwester zu suchen. Seine Diener bringen auf seinen Befehl Beatrice zu Isabella und ebenso den toten Manuel. Bald kehrt auch Cesar zurück. Als er vernimmt, daß Beatrice seine Schwester ist, ersticht er sich selbst als Sühnopfer für den ermordeten Bruder trotz aller Bitten von Mutter und Schwester.

Jeder der beiden Brüder hat zu seinem Gefolge einen Chor, der nicht bloß wie in den griechischen Dramen eine ideale Rolle als Zuschauer spielt, sondern auch selbst tätig in die Handlung eingreift.

Trotz der Anlehnung an die Ödipussage ist Schillers „Braut von Messina“ weit entfernt, zu den sogenannten Schicksalstragödien zu zählen. Jede Person des Stücks lädt eine bestimmte sittliche Schuld auf sich und büßt dafür. Wohl wirkt auch die Vorherbestimmung des Schicksals mit, wenn der eine der Brüder, Don Cesar, seinen Bruder Don Manuel niederstößt. Aber dieser handelt im vollen Bewußtsein des Brudermords im Gegensatz zu Ödipus, der seinen Vater Laios, ohne ihn zu kennen, tötet. Daher die Schuld des Cesar. Wenn dieser sich dann selbst ermordet, so geschieht es ebenfalls in vollem Bewußtsein seiner Schuld.

Den ersten Gedanken zu der „Braut von Messina“ hatte Schiller im Herbst 1797 bei seinen Aristoteles-Studien gefaßt; aber erst nach Vollendung der „Jungfrau von Orleans“ nahm er den Gedanken wieder auf. Aber nochmals mußte der Plan anderem weichen; erst im Herbst 1802 ging er mit Ernst an die Ausführung und am

1. Februar 1803 war die Tragödie vollendet. Im Theater fand das Stück eine vorzügliche Aufnahme (vergleiche oben S. 73). Dazu trug seine schöne Sprache wesentlich bei. In dieser Beziehung ist das Stück unübertroffen. Keines der anderen Dramen Schillers kommt ihm darin gleich.

Weniger aber gefiel die ganze Absicht Schillers, die griechische Tragödie in die deutsche Literatur zu verpflanzen. Die Einführung des antiken Chors, die er durch eine eigene Einleitung vor seiner Tragödie rechtfertigen zu müssen glaubte, war eine gewagte Neuerung. Das Publikum brachte gerade dafür am wenigsten Verständnis mit, und Schiller hat es auch unterlassen, in einem zweiten Drama nochmals einen Chor einzuführen, ebenso wenig wie er nochmals auf die antike Schicksalstragödie zurückgegriffen hat.

9. Wilhelm Tell.

Die alte Tellsage hatte Schiller zuerst durch Goethe, der den Stoff als Epos behandeln wollte, näher kennen gelernt. Das Thema entsprach ganz Schillers Neigungen und besonders seinem Freiheitsdrange. Was er hier niedergelegt, ist sein heiligstes Vermächtnis, die Liebe zum Vaterland und zur Freiheit, die alles opfert und auch vor dem Tode nicht zurückscheut.

Das Schauspiel enthält zwei Handlungen: 1. die Tat Tells, 2. die Tat des ganzen Schweizervolks. Mit letzterem beginnt das Stück. Die Freveltaten der beiden Landvögte, des Wolfenschieß gegen Baumgartens Frau und des Landenbergers gegen Arnold Melchthals Vater (Blendung), rufen eine Verschwörung zwischen Stauffacher, den besonders auch seine Frau Gertrud antreibt, Melchthal und Walter Fürst (Tells Schwiegervater) gegen ihren Bedrücker hervor. Diese erweitert sich zu einer Verschwörung der Landleute auf dem Rütli. Tell ist daran nicht beteiligt. Aber er empört sich jetzt zuerst offen, indem er dem aufgesteckten Hut die Reverenz verweigert. Darauf von Geßler zum Apfelschuß gezwungen und dann gefangen abgeführt, erschießt er nach seiner Rettung aus dem Vierwaldstätter See den Landvogt. Und nun kommt die Verschwörung zum Ausbruch. Die Burgen werden erstürmt und die Landvögte verjagt.

Tell ist wiederum nicht daran beteiligt. Aber dennoch ist er der führende Geist; seine Taten, die Rettung Baumgartens vor dem Landvogt und die Erschießung Geßlers, geben den andern den Mut und die Kraft zur Ausführung ihrer Pläne, wenn sie auch nicht direkt den Ausbruch der Empörung herbeiführen. Das Volk hält ihn doch für den Retter und bringt ihm am Schluß eine Huldigung dar.

In der zweiten Szene des fünften Aktes hat Schiller den Tell mit Johann Parrizida, dem Neffen und Mörder Kaiser Albrechts, zusammengeführt. Dadurch wird der Mord Tells in seiner rechten Bedeutung als Tat der Notwehr hingestellt gegenüber der gewaltsamen Ermordung des Kaisers durch seinen Neffen. Neben den beiden Haupthandlungen läuft noch eine dritte Handlung durch das Stück hin, die durch die Personen des Freiherrn von Attinghausen, Ulrichs von Rudenz und der Berta von Bruneck dargestellt wird. Diese Handlung scheint zwar nur lose mit dem Stück verbunden, aber sie greift überall in das Ganze über. Dem Freiherrn von Attinghausen, einem ehrwürdigen Greise, dem Typus eines alten schweizerischen Edelmannes, der für seine Untertanen in väterlicher Weise besorgt ist, steht anfangs in scharfem Kontrast sein Neffe Rudenz gegenüber, der Parteigänger der Landvögte. Durch Berta jedoch auf seine Pflicht als Schweizer hingewiesen, tritt er schon beim Apfelschuß mit aller Bestimmtheit für Tell ein, um sich dann ganz seinem Volke anzuschließen. Nach seines Oheims Tod ist er es, der mit Begeisterung für die Freiheit seines Volkes kämpft.

Am 19. Februar 1804 war der Tell beendigt. Anfangs kostete der Stoff Schiller große Mühe, er war ihm „sehr widerstrebend"; ein „verwünschter Stoff", schrieb er einmal, der ihn bald anzog, bald abstieß. Je weiter er aber darin vorrückte, um so freudiger dichtete er daran. „Im Tell leb ich und web ich jetzt", schrieb er am 9. November 1803 an Iffland. Er glaubte, ein rechtes Stück für das ganze Publikum zu liefern, und hoffte, den Leuten, die auf solche Volksgegenstände ganz verteufelt erpicht seien, den Kopf warm zu machen. Seine Hoffnung trog ihn nicht. Das zeigte schon die erste Aufführung seines Schauspieles am 17. März 1804 (vgl. oben Seite 74). Es hatte eine größere Wirkung als die anderen Stücke.

Und heute noch ist dasselbe der Fall, „Tell“ ist und bleibt ein Lieblingsstück des deutschen Volkes, da sich Schiller hier rein auf deutschem Boden bewegt und fern hält von der Mythologie des Altertums. Deutsches Wesen bildet die Grundlage dieses Schauspieles, und als ein herrliches Zeugnis deutschen Geistes wird es nie veralten.

10. Demetrius.

Zur Ausführung eines Themas aus der russischen Geschichte, das er im Frühjahr 1804 gefaßt hatte, wurde Schiller durch die Heirat des Weimarer Erbprinzen mit der russischen Prinzessin Maria Paulowna besonders veranlaßt. Damals drängte sich ihm wieder die Gestalt des falschen Demetrius auf, die große Ähnlichkeit mit dem schon begonnenen Warbeck hatte. Letzteren ließ er nun fallen, um sich ganz dem neuen Drama widmen zu können. Aber es war ihm nicht vergönnt, es zu vollenden. Nur die ersten anderthalb Akte konnte er einigermaßen ausführen. Doch hat er das Ganze wenigstens skizziert. Aus diesen Skizzen und Szenarien läßt sich der Gang des Stückes, wie ihn der Dichter etwa plante, verfolgen. Eröffnet wird das Stück durch eine Sitzung des polnischen Reichstages in Krakau. Vor demselben erscheint Demetrius, um seine Ansprüche auf den russischen Thron zu erweisen. Die Schilderung seiner Rettung aus dem Brand des Schlosses zu Uglitsch, der seinen Untergang herbeiführen sollte, und die Beweise für seine Identität finden Glauben. Der Reichstag erklärte sich fast einstimmig für ihn, nur der Erzbischof von Gnesen weist ihn darauf hin, daß er selbst der Betrogene sein könnte. Sein Hauptgegner aber ist Leo Sapieha; dieser ruft durch sein Auftreten gegen ihn einen tumultuarischen Lärm, einen sprichwörtlich gewordenen „polnischen Reichstag“ hervor. Dagegen hat Demetrius an dem Woiwoden Mnischek, in dessen Haus er als russischer Flüchtling dient, eine feste Stütze gefunden. Marina, die energische, ehrgeizige Tochter desselben, ist seine Braut. Sie weiß ihren Vater zu vollem Eintreten für ihren Verlobten zu bewegen. Darauf lernen wir (im zweiten Akt) Marfa, die Mutter des ermordeten Demetrius, kennen. Sie lebt, verbannt vom Zaren Boris Godunow, im Kloster. Kaum hat sie die Nachricht von dem Wieder-

erscheinen des Demetrius gehört, als sie schon von dem Patriarchen Hiob in Boris' Namen aufgefordert wird, sich öffentlich gegen den Demetrius zu erklären. Sie lehnt es ab, sie will in jenem ihren Sohn oder wenigstens ihren Rächer erkennen. Wir hören noch von dem Beginn des Krieges, von dem Manifest, das Demetrius gegen den Zaren Boris erlassen hat, dann bricht das Stück ab, und wir sind für das Weitere auf die zahlreichen vorhandenen Skizzen hingewiesen. Demetrius wird nach diesen anfangs besiegt; bald aber wendet sich ihm das Glück zu, indem das russische Heer zu ihm übergeht. Dadurch gerät der Zar Boris, der durch ein Verbrechen auf den Thron gelangt war, in Verzweiflung und nimmt Gift. Für seinen Sohn Feodor kämpft Romanow, der nachherige Zar. Vergeblich. Demetrius ist glücklicher. Er zieht in Tula ein. Aber hier erfolgt der Umschlag. Die Handlung fällt. Demetrius erfährt durch seinen angeblichen Retter, daß er nicht der Sohn des Zaren Iwan sei. Das bewirkt in seinem Innern eine völlige Veränderung. Er fühlt, da er einmal so weit gegangen, die Notwendigkeit, sich als Zar zu behaupten. Er wird also jetzt Betrüger, während er vorher im guten Glauben gehandelt hat. Alle Hoffnung setzt er nun auf Marfa; aber ihr Herz bleibt bei einem Zusammentreffen mit ihm kalt. Doch begünstigt ihn das Glück noch immer. Er zieht mit großer Pracht in Moskau ein. Romanow ist gefangen. Axinia, Boris' Tochter, ebenso. Demetrius wird von Liebe zu dieser ergriffen. Er beabsichtigt, sich deshalb von Marina zu trennen; aber diese vergiftet Axinia und zwingt ihren Verlobten zur Heirat. Nun aber entsteht eine Verschwörung gegen Demetrius unter Schuiskoj, einem Feldherrn des Boris. Während Demetrius mit Marfa verhandelt und sie zu seiner Anerkennung bestimmen will, dringen die Verschworenen ein; sie verlangen, daß Marfa das Kreuz darauf küsse, daß Demetrius ihr Sohn sei. Das vermag sie nicht, und darum wird Demetrius ohne Gnade niedergestoßen.

Das war der geplante Ausgang des Helden. Schon aus dieser gedrängten Inhaltsangabe kann man einigermaßen ersehen, welch gewaltiges Drama entstanden wäre, wenn Schiller es hätte ausführen können. Aber erst recht deutlich wird dies, wenn man die Skizzen und Szenarien, die ein ganzes Buch füllen, studiert. Man

muß staunen, mit welcher Meisterschaft Schiller diesen gewaltigen Stoff gefaßt und beherrscht hat. Noch mehr als in seinem „Wallenstein“ hat er es verstanden, besonders in der Reichstagsszene, große Massen auf der Bühne wirksam auftreten zu lassen. Zweifellos wäre der „Demetrius“, wenn nicht das beste, so doch eines seiner besten Dramen geworden.

Die erste Veröffentlichung des „Demetrius“ besorgte G. Körner in seiner Ausgabe von Schillers Werken vom Jahre 1815. Die neueste beste Ausgabe verdankt man G. Kettner. Kurz nach Schillers Tod wollte Goethe den gewaltigen Torso vollenden. Er kam nicht dazu. Später haben sich andere Kräfte daran gewagt, wie Heinrich Laube, H. Zimmermann, Maltitz, Kühne und Augusta Weimar (Götze). Sie haben sich alle eifrig bestrebt, auf Schillers Gedanken und Pläne einzugehen, aber es konnte ihnen nicht gelingen, das Werk des Meisters in dessen Geist und mit dessen Kraft zu vollenden. Doch haben sie sich das Verdienst erworben, durch Vollendung des Stückes eine Aufführung desselben zu erleichtern, ja für weitere Kreise überhaupt zu ermöglichen. Wir bekommen dadurch eine Ahnung von dem gewaltigen Stoff und den Plänen, die Schiller unausgeführt lassen mußte. Neuestens hat auch der Dichter Martin Greif das Drama fortgeführt. Er war glücklicher als seine Vorgänger, indem er an das Schillersche Fragment ein Nachspiel mit Prolog und rhapsodischem, von vier lebenden Bildern begleiteten Epilog anfügte.

B. Die kleineren Dramen.

11. Semele.

Das älteste aller Schillerschen Dramen ist „Semele“, eine „lyrische Operette in zwo Szenen“. Sie fällt vermutlich in das Jahr 1779 und wurde von Schiller zuerst in der „Anthologie“ veröffentlicht. Die Arbeit steht ganz unter dem Einfluß des klassischen Altertums. Der Dichter behandelt darin die griechische Sage von Semele und Zeus, die ihm Ovid in seinen Metamorphosen (III, 260 ff.) darbot.

Semele ist die Tochter des Königs Kadmus von Theben. Durch ihre große Schönheit gewann sie die Liebe des höchsten Gottes

Jupiter. Dadurch wurde Juno, dessen Gemahlin, eifersüchtig. Sie beschloß, ihre Nebenbuhlerin zu verderben. Sie besucht sie daher in der Gestalt ihrer Amme Beroe und erregt in ihr durch listige Reden Zweifel an der Gottheit ihres Geliebten. Sie überredet sie, von Jupiter zu verlangen, daß er ihr in seiner wahren Gestalt als Gott erscheine, damit bei ihr jeder Zweifel an ihm schwinde. Semele läßt sich betören. Damit schließt die erste Szene. Im Beginn der zweiten Szene tritt Jupiter auf. Semele ist nach dem Rat von Juno-Beroe kalt und unfreundlich gegen den Gott; sie sagt ihm geradezu, er sei nicht Jupiter. Verschiedene Wunder, die er vor ihren Augen tut, vermögen sie nicht von seiner Göttlichkeit zu überzeugen. Sie will ihn als wirklichen Gott sehen. Jupiter, der ihr vorher unter dem feierlichen Eide beim Styx gelobt, alle Bitten ihr zu erfüllen, ist nun gezwungen, ihrem Wunsche nachzugeben. Er erscheint in seiner wahrhaften Göttergestalt, und Semele wird von seinem Glanz und seinem Feuerstrahl in einem Augenblick vernichtet. Mit diesem operettenhaften Schluß endet das Stück. Es verrät trotz mancher unreifen, jugendlichen Stellen schon den geborenen Dramatiker. Die beiden Hauptgestalten, die eitle Semele und die eifersüchtige, listige Juno, sind einander in scharfem Kontrast gegenübergestellt. Eine Aufführung des Stückes ist wegen des vielen operettenhaften Elements, zumal am Schluß, nicht leicht. Erst neuerdings hat man im Berliner Schauspielhaus an Schillers Geburtstag 1900 einen ersten Versuch damit gemacht. Der Dichter hat in späterer Zeit von seiner Arbeit selbst sehr geringschätzig gedacht; doch hat er sie für die Gesamtausgabe seiner Werke, die im Jahre 1805 zu erscheinen begann, neu durchgesehen.

12. Körners Vormittag.

Im Jahre 1862 veröffentlichte der Autographensammler Karl Künzel einen „dramatischen Scherz“ Schillers: „Ich habe mich rasieren lassen“ oder „Körners Vormittag“, der an Körners Geburtstag am 2. Juli 1787 aufgeführt worden war. Der Dichter hat darin ein köstliches Bild von Körners Alltagsleben entworfen. In humoristischer Weise verspottet er seinen Freund Körner, der immer voller

Pläne zur Arbeit ist, aber nur selten zur Ausführung gelangt. Diesmal hindern ihn beständige Besuche. Während er sich rasieren läßt, erscheint Schiller selbst unter verschiedenen Gestalten; dann lösen wieder andere sich ab; immer neue Besuche treten auf, wenn auch auf ganz kurze Zeit. Aber Körner kommt so zu keiner Arbeit, er versäumt sogar sein Amt. Der ganze Vormittag vergeht; sein ganzes Geschäft war, daß er sich rasieren ließ und die Besuche abfertigte, die ihn endlich höchst ungeduldig machten.

Schiller schlug offenbar den dramatisch sehr belebten Schwank nicht hoch an, denn er sah sich nicht einmal veranlaßt, ihn zu veröffentlichen.

13. Der Menschenfeind.

Mit dem Plane eines Dramas „Der Menschenfeind" trug sich Schiller schon frühe. Wahrscheinlich gab Shakespeares „Timon von Athen", den er im Jahre 1784 für die Bühne bearbeiten wollte, den Anlaß dazu. Zu einer Vollendung des Dramas kam er aber nicht. Was er nach verschiedenen Anläufen fertig brachte, veröffentlichte er in seiner „Thalia" von 1790. An eine Fortsetzung des Fragments dachte er damals nicht mehr. Er hatte den Gedanken nach der reifsten kritischen Überlegung „aufgegeben"; er fand für die tragische Behandlung diese Art von Menschenhaß viel zu allgemein und philosophisch. Er würde, meinte er damals in einem Brief an Körner vom 26. November 1790, einen äußerst mühseligen und fruchtlosen Kampf mit dem Stoffe zu kämpfen haben und bei allen Anstrengungen doch verunglücken. Das letztere wäre nun freilich nicht der Fall gewesen. Nach dem, was vorliegt, müssen wir vielmehr bedauern, daß er das Stück nicht zu Ende gedichtet hat. Sein Menschenfeind, der reiche Herr von Hutten, ist infolge schmerzlicher Erfahrungen mit der Welt zerfallen. Das offenbart er in seinem Verhalten gegen seine Untertanen, für die er aber doch wie ein Vater aufs beste sorgt. Seine einzige, von ihm innigst geliebte Tochter Angelika, die insgeheim einen gewissen Rosenberg liebt und von diesem wiedergeliebt wird, hat er ganz in seinem Geist zu erziehen gesucht. Jetzt verlangt er von ihr, daß sie nie einem Mann ihre Hand reiche. Sie soll ein höheres Wesen unter dem gesunkenen

Menschengeschlechte sein und Segen um sich streuen wie eine beglückende Gottheit, aber nie einen Mann beglücken. Das soll seine Rache sein an der Menschheit. Damit schließt das Bruchstück. Über den geplanten weiteren Verlauf desselben wissen wir einmal schon aus der Überschrift „Der versöhnte Menschenfeind", wie sie in der „Thalia" lautet, daß der Ausgang doch noch glücklich ablaufen sollte. Sodann erfahren wir durch Körner, daß Schiller den Plan hatte, durch Begegnung mit anderen Menschenfeinden seinen Hutten auf andere Gedanken zu bringen. Darnach hätte also das Stück eine interessante Handlung und reiches dramatisches Leben erhalten.

14. Die Huldigung der Künste.

Das „lyrische Spiel" „Die Huldigung der Künste", das Schiller zu Ehren der Erbprinzessin von Weimar, der russischen Großfürstin Maria Paulowna, in vier Tagen verfaßte (vgl. oben S. 76), ist das letzte vollendete dramatische Werk des Dichters. Die Handlung des Stückes, das nur eine Szene enthält, ist höchst einfach. Sie nimmt überall Bezug auf die gefeierte Fürstin. In einer freien, ländlichen Gegend sind Landleute damit beschäftigt, einen mit Früchten beladenen Orangenbaum in die Erde zu pflanzen. Sie wünschen ihm fröhliches Wachstum und Gedeihen und tanzen in bunten Reihen um ihn. Unterdessen erscheint der Genius der Schönheit mit den sieben Künsten. Auf die Mitteilung der Landleute, daß der Baum zu Ehren der Fürstin gepflanzt sei, die sie fesseln möchten an das neue Vaterland, und auf ihre Bitte um Mitwirkung bringen die sieben Künste: Architektur, Skulptur, Malerei, Poesie, Musik, Tanz und Schauspielkunst, vom Genius des Schönen geführt, der Fürstin ihre Huldigung dar. Sie erklären sich jede in ihrer Art bereit, der Fürstin zu dienen, vor ihr eine Welt des Schönen zu entfalten und mit schön vereintem Streben ihr den Lebensteppich zu weben.

Die Fürstin dankte dem Dichter für diese zarte Huldigung. Sie war bis zu Tränen gerührt von dem warmen Interesse, von dem liebevollen Sinn, der aus der ganzen Dichtung spricht. Auch heute noch wirkt dieser kleine poetische Festgruß durch seinen Gedankenreichtum und seine schöne, erhabene Sprache.

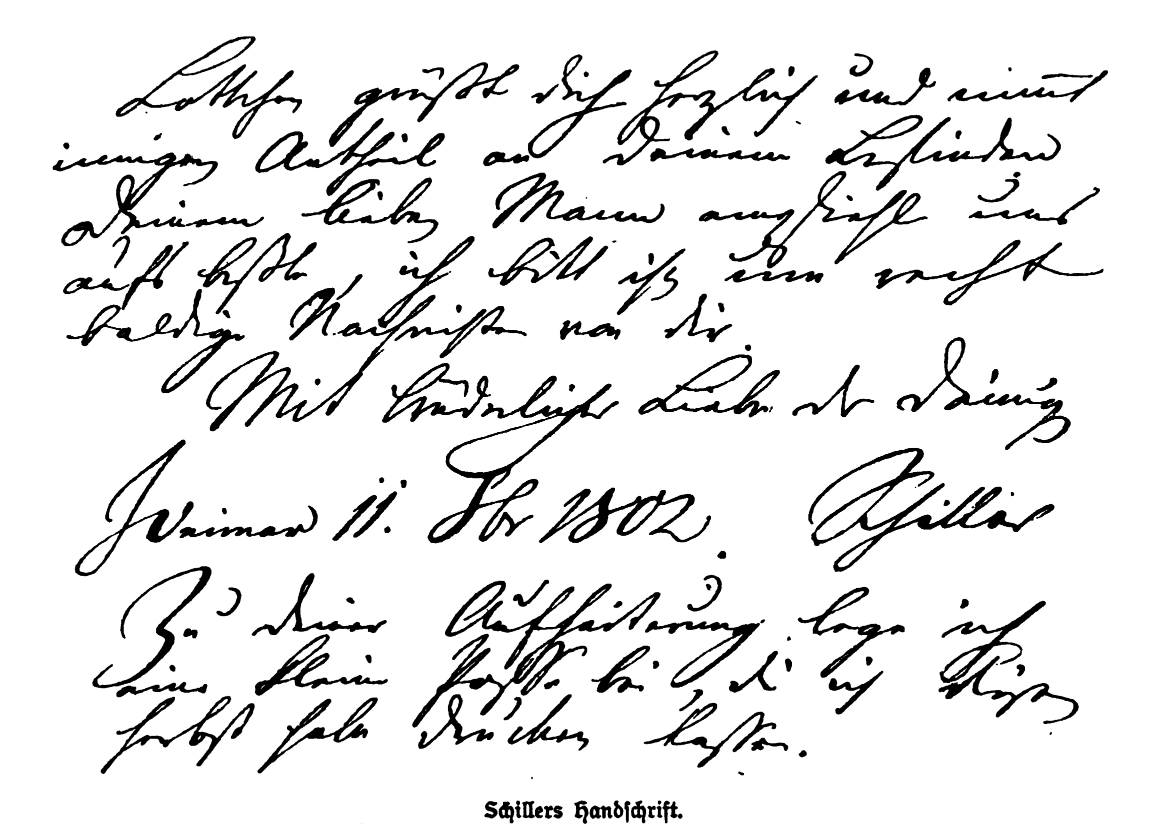
2. Kapitel.

Dramaturgische Tätigkeit.

Seit seiner engeren Verbindung mit dem Weimarer Theater, die Goethe herbeigeführt hatte, sah sich Schiller öfters veranlaßt, die Aufführungen dieses Theaters zu leiten oder Stücke zur Aufführung für dasselbe zu bearbeiten.

Die erste größere Bearbeitung, die er vornahm, war Shakespeares „Macbeth". Mitte Januar 1800 begann er damit, und schon im April war er fertig. Am 14. Mai fand die erste Vorstellung statt. Bei seiner Übertragung benützte Schiller anfangs die Wieland-Eschenburgsche Übersetzung Shakespeares, später den englischen Text. Er begnügte sich nicht mehr mit einer bloßen Übersetzung, sondern er hat das Stück wirklich bearbeitet. Er nahm Änderungen mit ihm vor und „richtete" es so „ein", wie es ihm für die moderne Weimarer Bühne passend schien. Überall in Sprache und Bild verrät diese Bearbeitung ihren Urheber. Vergleicht man Schillers „Macbeth" mit dem Shakespeares, so stößt man auf gar manche Eigentümlichkeiten und Verschiedenheiten der beiden Dramen. In den Hexenszenen und in der Person des Pförtners ist Schiller von seinem Vorbild abgewichen und ganz selbständig verfahren. Diese Änderungen finden nicht allgemeinen Beifall, ja, es gibt Shakespeare-Freunde, die sich mit Schillers Arbeit nicht zufriedengeben wollen. Aber wer dessen Macbeth für sich allein, ohne Hinblick auf das Stück des großen Briten liest, der muß zugestehen, daß hier ein eigenartiges Werk aus einem Gusse vorliegt. In Druck erschien es zu Ostern 1801.

Nach dem „Macbeth" bearbeitete Schiller ein italienisches Stück: „Turandot" von Carlo Gozzi. Er benützte dabei die wortgetreue deutsche Übersetzung von Fr. A. Cl. Werthes. Dieser war auch Schwabe von Geburt und wurde durch Wieland besonders begünstigt. Ende Oktober 1801 begann Schiller seine Arbeit, und am 27. Dezember des-


Lottchen grüßt dich herzlich und nimmt
innigen Antheil an Deinem Befinden
Deinem lieben Mann empfiehl uns
aufs beste, ich bitte um eine recht
baldige Nachricht von dir
Mit brüderlicher Liebe der Deinige
Weimar 11. 8br 1802. Schiller
Zu deiner Aufheiterung lege ich
eine kleine Posse bei, die ich hier
habe drucken lassen.

Schillers Handschrift.

(Schluß des Briefes an seine Schwester Luise vom 11. Oktober 1802; die erwähnte „Posse" ist Turandot). – Das uns gütigst zur Vervielfältigung überlassene Original befindet sich im Marbacher Schiller-Museum.

selben Jahres war sie bereits abgeschlossen. Am 30. Januar 1802, dem Geburtstag der Herzogin Luise von Sachsen-Weimar, konnte schon die erste Aufführung stattfinden.

„Durch eine poetische Nachhilfe bei der Ausführung" gab er dem Stück „einen höheren Wert". Er vertiefte die Charaktere, indem er insbesondere der Hauptperson, der Prinzessin, ein edleres, menschlicheres Motiv für ihre Handlung gab. Nicht aus Laune, wie bei Gozzi, sondern aus Überlegung und Plan handelt seine Prinzessin. Auch der Gegenspieler Kalaf hat unter Schillers Feder gewonnen, desgleichen auch die Nebenrollen. Durch die selbständige Erfindung der Rätsel, die er wiederholt für neue Aufführungen neu einfügte, ist das Stück wesentlich bereichert worden. Auch durch die Verwendung des Blankverses, des fünffüßigen Jambus, hat es entschiedene Vorzüge erhalten; ebenso durch die Veredlung der Sprache, die hier, wie in allen Schillerschen Übersetzungen, in ihrem Glanz und in ihrer Schönheit hervortritt.

Das Jahr 1802 war hauptsächlich durch die Arbeit an der „Braut von Messina" ausgefüllt. So kam es, daß Schiller erst anfangs 1803 wieder Muße und Zeit für eine neue Bearbeitung fand. Diesmal wandte er sich der französischen Literatur zu. „Zu seiner Erholung" nach der Beendigung der „Braut von Messina" übersetzte er zwei Lustspiele Picards, nämlich »Encore des Menechmes«, von ihm „Der Neffe als Onkel" betitelt, und »Médiocre et rampant ou le moyen de parvenir«, „Der Parasit oder die Kunst sein Glück zu machen". Ersteres Stück beendigte er am 3. Mai, letzteres zwei Tage nachher, am 5. Jenes wurde am 18. Mai, dieses am 12. Oktober zuerst in Weimar aufgeführt.

Auch bei diesen zwei Stücken verfuhr Schiller in seiner bisherigen freien Weise der Bearbeitung. Das ist besonders beim „Parasit" der Fall. Er gab dessen Alexandriner in Prosa wieder. Ja, er ging noch weiter und änderte sogar einzelne Personennamen. Auch schob er sein Gedicht „An der Quelle saß der Knabe" selbständig ein. Seine Übersetzung fand überall sehr gute Aufnahme. Besonders gefiel sie dem Herzog von Weimar, der ein großer Liebhaber der französischen Literatur war und den Dichter zur Übersetzung aufgefordert hatte. Schiller erwies also seinem Herzog damit einen besonderen Gefallen,

und das war ihm auch eine Belohnung, da ihm persönlich diese Arbeiten nicht zusagten.

Im Dezember des folgenden Jahres, 1804, machte er sich wieder an die Übersetzung eines französischen Stückes. Er tat dies, da er infolge seiner Krankheit es noch nicht wagte, selbst zu produzieren. Zugleich erfüllte er damit wiederum einen besonderen Wunsch des Herzogs Karl August. Diesmal war es „das Paradepferd der französischen Bühne", die „Phädra" Racines, die er einer Bearbeitung unterzog. In 26 Tagen (vom 17. Dezember 1804 bis 14. Januar 1805) war er mit seiner Aufgabe fertig. Er eilte mit seiner Arbeit, damit das Stück noch auf den 30. Januar, den Geburtstag der Herzogin Luise, aufgeführt werden konnte. In dieser kurzen Zeit konnte es sich, obwohl Schiller das Französische gut verstand, nur um eine Übersetzung handeln; eine eigentliche Bearbeitung war nicht möglich. Daher kommt es, daß hier die Anlehnung an das Original weit größer ist als sonst. Aber doch hat Schiller kurze Veränderungen mit dem Text vorgenommen. Einzelnes, was ihm nicht passend oder unwesentlich schien, ließ er weg. So sprach er also auch in dieser Weise im einzelnen sein Urteil über das Stück aus.

Außer diesen Bühnenbearbeitungen ausländischer Dramen hat Schiller auch deutsche Dramen für die Bühne neu eingerichtet. Zumeist geschah es auf Goethes Wunsch für die Weimarer Bühne. Das erste Stück, das er für diesen Zweck einer Bearbeitung unterzog, war auch ein Drama Goethes, sein „Egmont". Er sah hierin eine nützliche Vorbereitung für seinen „Wallenstein", denn schon im April 1796 hatte er diese Aufgabe übernommen. Am 25. April des Jahres wurde der „Egmont" in der neuen Gestalt, die ihm Schiller gegeben, gespielt.

Im April 1801 beschäftigte er sich, wiederum auf Goethes Wunsch, mit Lessings „Nathan". Doch konnte er infolge anderer Aufgaben diese Arbeit nicht so rasch erledigen. Erst am 28. November des Jahres wurde das Stück in seiner Bearbeitung zum erstenmal in Weimar aufgeführt. Schiller hat sich in seiner Tätigkeit hier sehr beschränkt, da er, ohne die Tendenz des Stückes zu ändern, keine eingreifenden Änderungen vornehmen konnte. Das wollte er aber nicht, und so begnügte er sich mit einer Durchsicht des sprachlichen Ausdrucks.

Ein Jahr darauf, im Mai 1802, widmete er seine dramaturgische Tätigkeit wieder einem Goetheschen Stück, der „Iphigenie", daneben auch gleichzeitig Schlegels „Alarkos". Gegen letzteres Stück hatte er starke Bedenken, und nur Goethe zulieb richtete er es für das Theater ein. Von seiner Bearbeitung dieser beiden Stücke ist nichts erhalten. Sie sind nicht gedruckt. Von der „Iphigenie" Goethes hatte Schiller allerdings schon im Jahre 1789 eine Rezension erscheinen lassen; allein diese Arbeit ist unvollendet geblieben, gerade ihr kritischer Teil kam nicht mehr zur Ausführung.



3. Kapitel.

Schiller als Lyriker.

Schillers Lyrik ist von der Reflexion beherrscht; seine Gedichte gehören der Gedankenlyrik an. Reine Empfindungslyrik wie bei Goethe ist bei ihm höchst selten zu treffen. Der Grund liegt darin, daß Schillers Begabung wesentlich dramatisch war. Schiller war sich dessen wohl bewußt. Als ihn sein Freund Körner im Februar 1789 ermahnte, zur Lyrik zurückzukehren, erklärte er das lyrische Gebiet geradezu für ein „Exilium“. Offenbar wollte er damit die Lyrik als ein ihm fernerstehendes Gebiet bezeichnen, als ein Gebiet, das er eigentlich nur im Exil, in der Verbannung vom Drama, pflege. „Zuweilen ein Gedicht lasse ich mir gefallen“; im Dramatischen dagegen, sagt er an derselben Stelle weiter, traue er sich am meisten zu. Von diesem Standpunkt aus ist Schillers Lyrik zu betrachten.

Das erste deutsche Gedicht Schillers, das sich erhalten hat, ist „Der Abend“ betitelt. Es erschien 1776 in Haugs „Schwäbischem Magazin“ und trug ihm das Lob Haugs ein, daß er einmal ein »os magna sonaturum«, ein großer Dichter, sein werde.

Seine Gedichte ließ Schiller zuerst in der „Anthologie auf das Jahr 1782“, die ein Gegenstück zu seines Landsmanns Stäudlins „Musenalmanach“ werden und diesen „zermalmen“ sollte, gesammelt erscheinen. Es sind 45 von den 83 nur mit Chiffren unterzeichneten Gedichten dieser Sammlung sicher von Schiller. Dazu kommen vielleicht noch ein Dutzend, die ihm zuzuschreiben sind. Der Rest verteilt sich auf Schillers Freunde Hoven, Fr. Haug, Petersen und andere. Schillers Gedichte sind das Erzeugnis seines jugendlichen Stürmens und Drängens. Es ist derselbe schwülstige Stil, aber auch dieselbe Kraft der Gedanken, die sich hier wie in den drei Jugenddramen äußert. Das gilt besonders von den sogenannten „Laura-Oden“ der „Anthologie“, in denen er seine Hauswirtin, die Frau Hauptmännin Luise Vischer, besang. Andere hervorragende Gedichte

der „Anthologie“ sind „Die Schlacht“, damals noch mit der Aufschrift „In einer Bataille“, „Monument Moors des Räubers“, „Der Flüchtling“ (Morgenphantasie), „Graf Eberhard der Greiner von Württemberg“. Auch die lyrische Operette „Semele“ ist der „Anthologie“ zugeteilt.

Nun ruhte Schillers Lyrik ziemlich. Es entstanden nur gelegentlich einzelne Gedichte, wie das Leichencarmen „Totenfeier am Grabe Philipp Friedrich von Riegers“ (Schillers Pate), 1782; „Die Freigeisterei der Leidenschaft“ (Der Kampf) und „Die Resignation“ 1784 (Schillers Beziehungen zur Frau von Kalb entsprungen); „Die unüberwindliche Flotte“ 1786 und sein berühmtes Lied „An die Freude“ 1785. Sie erschienen außer dem ersten sämtlich in seiner „Thalia“, die er 1787—1791 in zwölf Heften herausgab. In der „Neuen Thalia“, die sich 1792 und 1793 daran anschloß und ebenfalls zwölf Hefte bildete, erschien kein einziges Gedicht Schillers.

Nun begann seine historische Tätigkeit, und er fand noch weniger Muße für die Poesie. Es bedurfte eines äußeren Antriebs für ihn zum Dichten. So verfaßte er im Jahre 1788 auf Wielands Mahnung „in der Angst“ „Die Götter Griechenlands“ für dessen „Teutschen Merkur“. In diesem Gedicht verlieh er seiner Begeisterung für das Griechentum beredten Ausdruck. Die Schönheit der griechischen Dichtung und Sage hatte ihn so mächtig ergriffen, daß er sich nach dem griechischen Altertum zurücksehnte, daß er die antike Götterwelt dem Einen Gott geradezu gegenüberstellte. Das mußte natürlich verletzen und heftigen Widerspruch hervorrufen. Fr. Leopold Graf von Stolberg griff daher den Dichter aufs schärfste an. Auch Gegendichtungen wurden veröffentlicht, Schiller hat deshalb später sein Gedicht durch Änderungen und Streichungen bedeutend gemildert.

Im Jahre 1789 erschienen als einziges Gedicht aus diesem Jahr „Die Künstler“. Auch sie wurden in Wielands Merkur abgedruckt. Sie sind eine der reifsten Schöpfungen Schillers. Sie schildern den Gang und die geistige Entwicklung der Menschheit vom geschichts-philosophischen Standpunkt aus. Des Dichters Gedankenwelt ist von der Schönheit besonders beherrscht; ihr weist er einen hohen Einfluß auf die Menschen zu.

Das Jahr 1790 brachte nur zwei Stammbucheinträge, dem Maler Karl Graß und dem Dichter Baggesen gewidmet; das Jahr 1791 nur einen Eintrag in G. F. Kreuzers Album. Vom folgenden Jahr ist gar kein lyrisches Gedicht vorhanden, und ebenso nicht vom Jahre 1793, während vom Jahr 1794 wenigstens ein Stammbucheintrag für den kunstverständigen Kaufmann Rapp in Stuttgart, den Schwiegervater des berühmten Bildhauers Dannecker, vorliegt.

Vom Jahre 1795 an gab Schiller seine „Horen", eine Monatsschrift, im Cottaschen Verlag heraus. Sie umfaßten drei Jahrgänge bis 1797. Sie enthalten außer Dichtungen Aufsätze philosophischen, kunstgeschichtlichen und historischen Inhalts. Das neunte Stück des I. Jahrgangs brachte die ersten neuen Gedichte Schillers zum Abdruck, darunter „Das Reich der Schatten", später „Das Ideal und das Leben" betitelt, Schiller das liebste unter seinen bisherigen Gedichten. Er schildert darin die beschränkte Natur des Menschen, der nur die bange Wahl habe „zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden". Dann zeigt er ferner, wie durch die Macht des Schönen eine Harmonie zwischen beiden herzustellen sei, und wie der Mensch sich in das Reich des Idealen erheben könne (Beispiel des Herkules). Nach diesem Gedicht war Schiller besonders wert: „Natur und Schule" („Der Genius"). Es erschien in demselben Heft wie das vorhergehende Gedicht. Auch „Das verschleierte Bild von Sais" ist darin enthalten. Das nächste Stück enthielt nur ein Gedicht, aber eines der gedankenreichsten und tiefsinnigsten: „Die Elegie" („Der Spaziergang"). Es erinnert an das Gedicht „Die Künstler" und verrät den Einfluß von Schillers historischen Studien. Der Kulturhistoriker insbesondere kommt darin ganz hervorragend zum Ausdruck, indem die Entwicklung des Menschengeschlechts an den wechselnden Bildern eines Spazierganges nachzuweisen versucht wird.

Aus den beiden letzten „Horen"-Stücken dieses Jahrgangs sei nur das humoristische Gedicht „Die Teilung der Erde" erwähnt. Der II. Jahrgang der „Horen" 1796 hat nur ein Distichon „Der Dichter an seine Kunstrichterin" aufzuweisen. Mit um so mehr Gedichten war dagegen der in diesem Jahr erschienene „Musenalmanach" ausgestattet. Wir nennen davon als die bekanntesten: „Die Macht des Gesangs", „Spruch des Konfuzius", „Pegasus in der Dienst-

barkeit" („Pegasus im Joche"), „Die Ideale", „Würde der Frauen". Noch reichere Gaben bot der Musenalmanach auf 1797, der sogenannte „Xenienalmanach". Zunächst sind darunter für uns wichtig die beiden Gedichte: „Das Mädchen aus der Fremde" und „Pompeji und Herkulanum", weil sie nach Schillers eigenem Bekenntnis eine nähere Einwirkung Goethes auf seine poetische Anschauung bezeugen. Ferner: „Die Klage der Ceres", „Macht des Weibes". Weiterhin die „Votivtafeln", aus 124 Distichen bestehend, von denen Schiller 40 in seine Gedichte aufnahm. Endlich die „Xenien". Die Anregung dazu gab Goethe. Er hatte, durch persönliche Erfahrungen veranlaßt, eine „Art Kriegserklärung gegen die Halbheit" beschlossen. Den Hauptanlaß boten ihm die Angriffe, die die „Horen" von verschiedenen Seiten erfuhren. Goethe hielt eine energische Abwehr für notwendig. Schiller war erfreut darüber, daß er seinen Unwillen loslassen wollte. Nun vereinigten sich beide zur gemeinsamen Arbeit; ähnlich den Xenien des Martial dichteten sie Epigramme auf Zeitschriften, Almanache, Bücher, Personen und Zustände. Alles, was irgendwie Anlaß bot, wurde in den Kreis der Xenien gezogen, hauptsächlich, dem Entstehen der Xenien entsprechend, alles Platte, Gemeine und Aufgeblasene. Es herrschte ein wahrer Wetteifer zwischen beiden Dichtern im Auffinden und Aussinnen neuer Xenien. Bald gab der eine den Gedanken, der andere die Form. Das veranlaßte sie auch zu dem Beschluß, die Eigentumsrechte an den einzelnen Xenien nie auseinanderzusetzen; jeder solle die Xenien in seinen Werken ganz abdrucken. Dieser Gedanke wurde zwar nicht durchgeführt; aber doch ist es auch heute nicht mehr möglich, den Verfasser jeder einzelnen Xenie festzustellen, obwohl wir seit dem Jahre 1893 das ganze Xenienmanuskript kennen, von dem die Dichter einst eine große Anzahl tilgten. Schiller schlug im allgemeinen in seinen Xenien die schärfere Tonart an, während die gemäßigten Goethe zufallen. Ursprünglich wollten sie gerade 1000 Monodistichen in den Almanach aufnehmen, beschränkten sich aber auf 414 Nummern „Xenien" und 124 Distichen als „tabulae votivae" und 37 weitere Distichen unter der Aufschrift „Vielen . Einer". Professor Erich Schmidt in Berlin und Bernhard Suphan, der Direktor des Weimarer Goethe-Schiller-Archivs, haben

gemeinsam jetzt sämtliche vorhandene Xenien, 926 an der Zahl, veröffentlicht. Wir sehen also, daß die Dichter der Zahl 1000 nahe kamen. (Vgl. oben S. 63.) Von der großen Wirkung, die die Xenien ausübten, zeugt die Menge der Gegenxenien, die erschienen. Dichter wie Gleim und Claudius sind sogar daran beteiligt. Ein neuerer Dichter, Friedrich Hebbel, hat den Eindruck, den der Xenienkampf auf ihn machte, in die Worte zusammengefaßt:

„Nach dem Xenienhagel der beiden deutschen Heroen
Ward es lebendig im Sumpf, wie man es nie noch gesehen.
Schiller und Goethe hießen die Sudelköche in Weimar,
Und der erbärmlichste Wicht warf sie mit Steinen und Kot.
Doch was bewies der Spektakel? Nichts weiter, als daß das Gelichter
Noch viel kläglicher war, als es die beiden gemalt.“

Die „Horen“ des Jahres 1797, der letzte Jahrgang, wurden von Schiller ganz vernachlässigt; nur die zwei Gedichte „Hoffnung“ und „Die Begegnung“ veröffentlichte er darin.

Auf den berühmten und berüchtigten Xenienalmanach vom Jahre 1797 folgte der nicht weniger berühmte „Balladen-Almanach“ des Jahres 1798. Nächst dem „Lied von der Glocke“, von dem nachher die Rede sein wird, zählen die Romanzen und Balladen Schillers, im Jahre 1797 entstanden, zu den Lieblingsdichtungen des deutschen Volkes. Sie sind dramatisch ungemein belebt und zeichnen sich durch die Objektivität der Darstellung aus. Die bedeutendsten derselben sind: „Der Ring des Polykrates“, „Der Handschuh“, „Der Taucher“, „Die Kraniche des Ibykus“, „Der Gang nach dem Eisenhammer“. Im Musenalmanach für das Jahr 1799 folgten noch nach: „Der Kampf mit dem Drachen“ und „Die Bürgschaft.“

In demselben Musenalmanach findet sich noch ein anderes Gedicht von hohem Wert. Es ist das „Bürgerlied“, später „Das Eleusische Fest“ betitelt. Auf griechischer Mythologie fußend, feiert es den Ackerbau als die Grundlage aller menschlichen Gesittung. Wir erkennen darin wiederum, wie beim „Spaziergang“, die Spuren von Schillers historischer, genauer kulturhistorischer Tätigkeit. Das bedeutendste aller kulturhistorischen Gedichte ist aber „Das Lied von

der Glocke" in Schillers letztem Musenalmanach vom Jahre 1800. Es ist zweifellos das populärste Gedicht Schillers; das zeigen vor allem die vielen geflügelten Worte, die ihm entnommen sind und im Munde des Volkes leben; sodann wohl auch die vielen Parodien, die nach ihm gedichtet wurden. In unübertrefflicher Meisterschaft führt uns der Dichter darin den Gang des Erdenpilgers von seiner Geburt bis zu seinem Grabe vor. Dessen Ringen und Streben, Freud und Leid, Erfolg und Unglück wird in plastischen Bildern zur Anschauung gebracht. In seiner Darstellung folgt der Dichter ganz den einzelnen Prozessen beim Glockenguß; von der Mischung des Glockenmetalls ausgehend, führt er uns bis zum ersten Läuten der fertigen Glocke. Wilhelm von Humboldt hat darüber die schönen Worte geschrieben: „Die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies enthält das Lied von der Glocke, das in wechselnden Silbenmaßen in Schilderungen der höchsten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinstellen, alle Vorfälle des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entspringenden Gefühle ausdrückt und dies alles symbolisch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verschiedenen Momenten begleitet. In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfang einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt. Die dichterische Anschaulichkeit wird aber noch dadurch vermehrt, daß jenen der Phantasie von ferne vorgehaltenen Erscheinungen ein als unmittelbar wirklich geschilderter Gegenstand entspricht und die beiden sich dadurch bildenden Reihen zu gleichem Ende parallel nebeneinander fortlaufen."

So einfach und klar das Gedicht im großen und ganzen ist, so hat es doch so viele Erklärungen und Erörterungen hervorgerufen wie kaum ein anderes. Als Kuriosum sei nur mitgeteilt, daß neuestens der Versuch einer philosophischen Erläuterung gemacht wurde. Die ganze Entstehung der Glocke von ihren Anfängen bis zu ihrer Vollendung soll ein Symbol der Entwicklung der gesell-

schaftlichen Vereinigung sein, wie die Glocke selbst das Symbol einer solchen Vereinigung überhaupt. Im Bilde des Werdens der Glocke schaue Schiller das Werden der menschlichen Gesellschaftsform, die ihm als Ideal vorschwebte, „die liebende Gemeine“. Diese Ausgestaltung der menschlichen Gesellschaft zur liebenden Gemeine werde eintreten, wenn einst zur rechten Zeit der Meister die Form zerbreche, dann werde eine Gesellschaftsform erstehen, die der Menschheit den Frieden auf Erden bringen werde.

Im Jahre 1800 gab Schiller den ersten Teil seiner gesammelten „Gedichte“ heraus. Diese Ausgabe brachte nur wenig Ungedrucktes, dagegen viele Veränderungen in früher erschienenen Gedichten. Im Jahr 1803 folgte der zweite Teil. In den Jahren 1804—1805 erlebten beide Sammlungen eine neue Auflage. Außerdem plante Schiller noch eine Prachtausgabe. Alle Vorbereitungen waren bereits getroffen, auch die „Einteilung dazu gemacht“. Mit Rücksicht auf den Verleger wurde der Druck verschoben (Januar 1805). Aber dieser Aufschub war schuld, daß die Ausgabe überhaupt nicht zustande kam; denn bald machte der Tod des Dichters allen Plänen ein Ende.

Die Einteilung in drei Perioden, die sich in den gewöhnlichen Gedichtausgaben findet, rührt nicht von Schiller her, sondern von seinem Freund G. Körner. Dieser gab nämlich im Jahr 1812 zuerst sämtliche Werke Schillers heraus und nahm dabei diese Dreiteilung der Gedichte vor, die er für die beste hielt.

Mit dem Almanach von 1800 beschloß Schiller diese Seite seiner Tätigkeit. Seine dramatischen Arbeiten nahmen alle seine Zeit in Anspruch. Daher begnügte er sich, seine neuen Gedichte andern Sammlungen zur Veröffentlichung zu übergeben. Er beschränkte sich dabei aber wesentlich auf die in Cottas Verlag erscheinenden Taschenbücher für Damen und auf Beckers Taschenbücher zum geselligen Vergnügen. Aus ersteren ist zu erwähnen: „Hero und Leander“ und „Das Mädchen von Orleans“ (1802); „Kassandra“ und „Thekla, eine Geisterstimme“ (1803); „Der Graf von Habsburg“ und „Siegesfest“ (ursprünglich: „Helden vor Troja“) (1804); „Berglied“ und „Der Jüngling am Bache“ (1805). Aus letzterem sei hervorgehoben: „Sehnsucht“ (1803) und „Der Alpenjäger (1805), der neben dem „Tell“ entstand.

Überblicken wir nochmals kurz die Entwicklung von Schillers Lyrik! Seine ersten Gedichte sind das Erzeugnis des jugendlichen Stürmens und Drängens. Dann folgt die Periode der philosophisch-ästhetischen Gedichte, denen sich kulturgeschichtliche Dichtungen anreihen. In den Jahren 1795—1797 sehen wir den Dichter die Höhe seines Schaffens erreichen; er hat mit den Epigrammen, Xenien und Balladen das Gebiet betreten, für das er die höchste Begabung hatte. Auf dieser Kunsthöhe erhielt sich seine Lyrik. Freilich trieb sie später nur spärliche Blüten, da er seine beste Kraft dem Drama zuwandte. Doch zeitigte noch das Jahr 1799 seine „Glocke“, und verschiedene seiner besten Gedichte fallen in die letzten Lebensjahre des Dichters.



4. Kapitel.

Dichtungen in Prosa.

Anlaß und Gelegenheit zu prosaischen Schilderungen und Erzählungen hatte Schiller zuerst als Redakteur der „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“ gehabt, die er kurz nach seiner Entlassung aus der Militär-Akademie im Anfang des Jahres 1781 eine Zeitlang leitete. Aber merkwürdigerweise ließ er sich durch seine redaktionelle Tätigkeit nicht weiter zu schriftstellerischer Tätigkeit verleiten. Nur ein Gedicht, eine „Ode auf die glückliche Wiederkehr unseres gnädigsten Fürsten“ (des Herzogs Karl), galt bisher als sein Eigentum, doch wird es neuestens bezweifelt. Von einer Anzahl „Vermischter Neuigkeiten“ wird zwar seine Urheberschaft stark vermutet, aber einen bestimmten Beweis dafür haben wir nicht.

Die ersten sicher überlieferten Erzählungen, die er in Prosa niederschrieb oder wenigstens bearbeitete, hat er ebenfalls in einer von ihm redigierten Zeitschrift, dem „Wirtembergischen Repertorium der Literatur“ vom Jahre 1782, veröffentlicht. Es sind dies die drei Aufsätze: „Der Spaziergang unter den Linden“, „Der Jüngling und der Greis“ und „Eine großmütige Handlung aus der neuesten Geschichte“.

Die erste dieser Erzählungen ist ein kurzes Gespräch zweier Freunde über Lebensauffassung. Der eine derselben, Edwin, vertritt eine optimistische, der andere, Wollmar, eine pessimistische Anschauung.

Die zweite Erzählung ist, wie es sicher scheint, von Schiller nur überarbeitet und ursprünglich von seinem Freund Scharffenstein verfaßt.

Die wichtigste ist die dritte. Sie beruht auf einem wahren Ereignis. Zwei Brüder, Ludwig und Karl von Wurmb, deren Schwester Luise später Schillers Schwiegermutter wurde, liebten dasselbe Mädchen, eine Baronesse Christiane von Werthern. Der eine

Bruder, Karl, entsagte nun zugunsten des andern und ging, um sie zu vergessen, ins Ausland. Schiller hatte diese Geschichte, die er selbst ausdrücklich als eine wahre bezeichnet, im Hause der Frau von Wolzogen gehört und den Tatsachen entsprechend erzählt. Neuerdings wird freilich die Sache bezweifelt.

Die nächste Erzählung des Dichters hat die Aufschrift „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache". Sie ist, wie Schiller selbst zum Titel hinzufügt, „aus einem Manuskript des verstorbenen Diderot gezogen". Die Erzählung Diderots »Jacques le fataliste et son maître« war nämlich in Abschriften an verschiedenen deutschen Höfen verbreitet. Schiller selbst wurde das Manuskript durch Dalberg zugänglich gemacht. Er begnügte sich mit einer Übersetzung und änderte nur wenig daran. In der „Rheinischen Thalia" von 1785 hat er seine Arbeit zuerst niedergelegt.

Im zweiten Heft seiner „Thalia" vom Jahre 1786 veröffentlichte er die Erzählung „Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geschichte" oder, wie er sie später in seinen kleinen prosaischen Schriften betitelte: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre". Der Held der Erzählung ist der württembergische Räuber Johann Friedrich Schwan, der im Jahr 1760 wegen seiner vielen Missetaten in Göppingen hingerichtet wurde. Schiller hatte die Geschichte zuerst im Elternhause, und später von seinem Lehrer Abel gehört, der selbst ein Jahr nach ihm eine Schilderung von Schwans Räuberleben herausgegeben hat. Schiller faßte seine Erzählung ganz vom psychologischen Standpunkt aus. Er bringt den Nachweis, wie der Räuber von Stufe zu Stufe sinken mußte, da er wegen eines leichteren Vergehens zu schwerer Zuchthausstrafe verurteilt worden war. Er schreibt den Gesetzen, der Gesellschaft eine wesentliche Mitschuld zu, wenn der Mann immer schlechter wurde. Also ganz wie in seinen „Räubern" und in „Kabale und Liebe" macht er hier die Gesellschaft bis zu einem gewissen Grade mitverantwortlich an den Verbrechen Schwans, wie er schon durch die Aufschrift der Erzählung andeutet. Dadurch weiß er für seinen Helden das Mitleid zu erregen. Abel hebt zwar auch das psychologische Moment hervor, gibt aber im ganzen nicht viel weiter als eine trockene Lebensbeschreibung. Nach Schiller ist der Räuber — er macht ihn zu einem Sonnenwirt Christian Wolf — schon von Jugend

auf ein „loser Bube". Er wird Wilddieb, um seinem Hannchen aus dem Erlös seiner Beute Geschenke machen zu können. Sein Nebenbuhler, der Jägerbursche Robert, ertappt ihn dabei wiederholt. Jedesmal wird er bestraft, immer schwerer. Endlich beim drittenmal wird er zu drei Jahren Festung verurteilt. Als er diese Strafe verbüßt hatte, erschießt er seinen Feind. Dann wird er Anführer einer Räuberbande, da er sich von seinen Mitmenschen nichts Gutes mehr versprechen kann. Bald jedoch sucht er, dieses Lebens überdrüssig, die Gnade des Landesherrn nach. Vergeblich. Nun entflieht er seinen Miträubern, um in Preußen Soldat zu werden. Unterwegs aber in einer kleinen Stadt angehalten, gibt er sich freiwillig dem Oberamtmann — in der Geschichte Prof. Abels Vater in Vaihingen — als Sonnenwirt zu erkennen und liefert sich den Gerichten aus.

Schillers Erzählung ist ein wahres Meisterstück der Darstellung, dramatisch belebt, so daß man schon die fünf Akte eines Dramas in ihr erkannt hat. Sie ist heute noch für unsere moderne Anschauung ebenso spannend und interessant wie für die Zeit, in der sie verfaßt wurde.

Derselbe Jahrgang der „Thalia", in welchem der „Verbrecher aus verlorener Ehre" erschien, brachte noch den Anfang einer andern, nicht minder bedeutenden Erzählung Schillers: „Der Geisterseher. Aus den Memoiren des Grafen von O***." Dieser Roman, im Laufe dreier Jahre allmählich entstanden, ist reine Erfindung des Dichters. Veranlaßt wurde er durch die Schwindeleien und angeblichen Zaubereien des berüchtigten „Grafen Cagliostro" (1743 in Palermo als G. Balsamo geboren und 1789 in Rom gestorben), der in ganz Europa großes Aufsehen gemacht hatte. Gewisse Ereignisse am württembergischen Hofe (Herzog Karl Alexander, Herzog Karl Eugen und Prinz Friedrich Heinrich Eugen), in Braunschweig (Herzog Johann Friedrich) und in Hessen (Landgraf Friedrich II.) boten einen historischen Hintergrund. Schiller hatte den spannenden Stoff gewählt, da er ihm für seine „Thalia" sehr passend erschien, und da das Interesse dafür allgemein war. Zugleich benützte er diese Gelegenheit, um die Geisterseherei als krassen Aberglauben zu brandmarken, wie dies später auch Goethe in seinem „Großkophta" getan hat (1791).

Die Idee des Romans ist: Ein deutscher protestantischer Prinz soll in Venedig für die katholische Kirche gewonnen werden. Gewissermaßen als Entschädigung dafür soll ihm die Nachfolge in der Regierung, zu der er nicht berechtigt ist, gesichert werden. Zur Erreichung des Ziels wird eine Geistererscheinung in Szene gesetzt. Ein Sizilianer und ein Armenier, die in manchem direkt an Cagliostro erinnern, spielen dabei die Hauptrolle. Dieser erste Versuch mißlingt vollständig. Er scheitert an dem hellen Verstand des Prinzen. Das schreckt aber die Seelenfänger nicht ab. Sie greifen zu einem andern Mittel. Durch schlechte Lektüre und Gesellschaft sucht man jetzt den Prinzen zu verderben. Man führt ihm frivole, freigeistige Bücher zu und bringt ihn in eine geheime Gesellschaft, „Bucentauro", die „die zügelloseste Lizenz der Meinungen wie der Sitten begünstigte". Ein gewisser Marchese Civitella hat dabei die Führerrolle. Er verleitet den Prinzen zum Spiel. Dieser verliert ungeheuer, so daß er sich an einen Wucherer wenden muß. Jetzt, da er so weit gebracht ist, erscheint noch als letztes Lockmittel eine Dame, die „schöne Griechin" (in Wahrheit eine Deutsche). Bald ist der Prinz ganz in ihren Netzen. Um ihm nun jede Rückkehr nach Deutschland abzuschneiden, wird er an seinem Hofe verleumdet. Man schreibt ihm deshalb von dort in gebieterischer Weise. Der Prinz erwidert heftig. Damit nimmt er sich selbst jede Gelegenheit zur Rückkehr und Versöhnung. Jetzt gibt es für ihn keinen Ausweg mehr. Er ist dem Marchese und der Griechin verkauft. Ersterer zahlt seine Schulden; die Griechin selbst aber erreicht ihr Ziel nicht, sie wird vergiftet — warum, erfahren wir nicht. Da tritt unerwartet der Armenier wieder auf, und er setzt es in kurzem durch, daß der Prinz sich in den Schoß der katholischen Kirche aufnehmen läßt. Damit bricht der erste Teil des Romans ab. Der zweite Teil, der das Ganze mit der Krönung des Prinzen als Fürsten abschließen sollte, blieb ungeschrieben. Schiller hat allmählich alles Interesse an dem „verfluchten" Geisterseher" verloren. Er hatte zu lange sich damit abgegeben, und endlich wurde ihm die Sache zuwider. Das zeigte sich schon im ersten Teil, zumal am Schluß. Da finden sich Sprünge in der Ausführung, manches wird bloß angedeutet, einzelnes bleibt sogar völlig unaufgeklärt.

Das war aber von Schiller wohl meist mit Absicht geschehen; das Übernatürliche, Geheimnisvolle sollte auch in dieser Weise zum Ausdruck kommen. Nichtsdestoweniger ist die Komposition des Romans äußerst kunstvoll; der Leser wird von Anfang bis zu Ende in größter Spannung erhalten. Dazu trägt die Schönheit der Sprache und die Kunst der Darstellung wesentlich bei.

Der Anfang des Romans erschien im IV. Heft der „Thalia" 1787; die übrigen Teile in den folgenden Heften V—VIII. Das letzte davon erschien im November 1789, ungefähr gleichzeitig auch die besondere Buchausgabe.

Welch allgemeines großes Interesse der Roman erregte, beweist die Tatsache, daß ihn ein anderer (Follenius) vollendete. Sein Versuch fand gute Aufnahme. Nach einer Äußerung von Charlotte Schiller ist diese Fortsetzung „in Schillers Sinne geschrieben". Auch in verschiedene fremde Sprachen wurde „Der Geisterseher" übersetzt.

Im Januar 1789 veröffentlichte Schiller in Wielands „Merkur" „ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte" unter dem Titel „Spiel des Schicksals". Darin ist das wechselvolle Schicksal des Obersten Philipp Friedrich Rieger behandelt. Schon beim Tode dieses Mannes, der Schillers Pate war, hatte der Dichter ein Leichengedicht zu seiner Verherrlichung verfaßt (vergl. oben Seite 134). Hier nun schildert er das Emporkommen, den Fall und die Gefangenschaft und endlich die Wiedereinsetzung Riegers in seine Würde.

Er hat sich, wie historisch feststeht, in seiner Erzählung im ganzen von den geschichtlichen Tatsachen leiten lassen. Aber dennoch ist er weit entfernt, uns trockene Geschichte zu erzählen. Der Dichter verleugnet sich nirgends. Er kleidet die Geschichte in das Gewand der Poesie.

Schließlich ist noch ein Bruchstück der Bearbeitung des chinesischen Romans „Haoh—Kiöh—Tschuen" erhalten. Schiller wollte diesen von G. Murr aus dem Englischen übersetzten Roman für Ungers „Roman-Journal" bearbeiten, kam aber nicht über die ersten Seiten hinaus, obwohl er in den Jahren 1800 und 1801 ernstlich daran dachte und auch später noch seine Ausführung im Sinne hatte.

5. Kapitel.

Schiller und das klassische Altertum.

Das klassische Altertum spielte in Schillers Jugendzeit eine weit wichtigere Rolle als in der Jugend eines heutigen Gymnasiasten. Damals hatte die lateinische Sprache noch viel mehr das Übergewicht über die andern Fächer als heutzutage. Lateinisch und abermals Lateinisch, das wurde als der Gipfel aller höheren Bildung gepriesen. Das Griechische beschränkte man hauptsächlich auf die Lektüre des Neuen Testaments, Homers und einiger weniger anderer Dichter. Unter diesen Umständen nimmt es nicht wunder, wenn der dichterisch veranlagte Knabe sich schon frühe die Nachahmung seiner lateinischen Dichter angelegen sein ließ. Mit staunenswerter Leichtigkeit verfertigte er, wie uns berichtet wird, lateinische Distichen. Erhalten sind uns nur zwei kleine Proben dieser Tätigkeit. Viel umfangreicher dagegen sind die Übersetzungen, die er aus Vergil gemacht hat. Das erste, was er übersetzte, war eine Stelle aus Vergils „Äneis" I. Buch. „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meer" ist seine Übersetzung betitelt. Professor B. Haug veröffentlichte sie in seinem „Schwäbischen Magazin" (11. Stück) im Jahre 1780. Ein Jahr nachher würdigte ihn derselbe Haug sogar, eine Äneis-Übersetzung Stäudlins öffentlich zu besprechen, wie weiter unten in dem Abschnitt „Kritische Arbeiten" näher ausgeführt ist. Dann ruhten die Vergil-Studien bis 1791. In diesem Jahr führte ihn ein äußerer Anlaß nochmals zu Vergil zurück. Als Protest gegen die travestierte „Äneis" von Alois Blumauer übersetzte er nämlich zwei Stücke aus dem II. und IV. Buche der „Äneis": „Die Zerstörung von Troja" und „Didos Tod". In seiner „Neuen Thalia", 1.—3. Stück, ließ er die Übersetzung erscheinen. Die Übertragung hat Schiller selbst als eine freie bezeichnet.

Ehe er jedoch seine Vergil-Übersetzungen abschloß, hatte er sich auch mit der griechischen Literatur näher befaßt. Er hoffte von der

Beschäftigung mit ihr Klassizität für sich zu gewinnen. Homer trieb er deshalb lange Zeit fast ausschließlich.

Im Herbste 1788 wandte er sich dem Euripides zu. Er übersetzte dessen „Iphigenie in Aulis", die er dann in seiner „Thalia" veröffentlichte. Zur Wahl dieses Stückes mag ihn wohl auch Goethes „Iphigenie" bestimmt haben. Neben der „Iphigenie" entstand gleichzeitig die Übertragung einiger Szenen aus den „Phönizierinnen", ebenfalls von Euripides.

Für seine Übersetzung benützte Schiller neben dem griechischen Text eine wörtliche lateinische Übersetzung von Josua Barnes, da er sich des Griechischen nicht mächtig genug fühlte. Wie schon bei Vergil, so hat er sich auch bei Euripides nie sklavisch an den Text gebunden, sondern als „modernster Dichter", wie ihn Wilhelm von Humboldt nannte, dem griechischen Original, hauptsächlich in den Chören, seines Geistes Gepräge aufgedrückt. Er hat dadurch in seiner Weise mehr als andere zum Verständnis der griechischen Literatur beigetragen.

Nach der „Iphigenie" plante er eine Übersetzung von Äschylos' „Agamemnon". Er bezeichnete dieses Stück als einen „rechten Leckerbissen" für sich. Leider kam er nicht zur Ausführung.

Der Grund, weshalb sich Schiller so ganz der griechischen Literatur widmete, lag zunächst darin, daß er mit seinem früheren Lehrer Professor Nast in Stuttgart ein „Griechisches Theater" herauszugeben beabsichtigte. Nast, der ein tüchtiger Kenner des Griechischen war, hatte Schiller zur Mitarbeit aufgefordert. Das Unternehmen scheiterte jedoch, da Schiller nicht, wie Cotta als Verleger des geplanten Werkes wünschte, allein mit seinem Namen als Herausgeber auftreten mochte.

Die direkte Nachahmung der Antike durch Übersetzungen ist aber nicht das einzige, was uns Schillers Liebe zu derselben bezeugt. Gerade so wichtig, wenn nicht noch wichtiger und bedeutsamer, sind seine selbständigen dichterischen Schöpfungen, die den Geist des klassischen Altertums widerspiegeln. Das sehen wir gleich in seinen Jugenddichtungen. Gar manches, was er damals gedichtet hat, ist von dem antiken Geist erfüllt. Mit Bildern und Wendungen aus den alten Klassikern, mit Entlehnungen aus der alten Mythologie

insbesondere ist seine Poesie ganz getränkt. Ja, er hat ganze Abschnitte und Erzählungen aus der griechischen Sagengeschichte dichterisch verarbeitet. Beweise dafür sind zuerst seine Gedichte aus dem Jahre 1780: „Hektors Abschied“ und „Brutus und Cäsar“. Sie stammen also aus der Zeit, in welcher Schillers erste Übersetzung aus dem Vergil entstand. Im folgenden Jahre wurden die „Gedichte der Anthologie“ verfaßt. Auch hier treffen wir Gedichte, die dem Stoff nach dem Altertum entlehnt sind; ihr Inhalt ist freilich häufig ganz modern. Das Altertum ist häufig nur die Grundlage, auf der Schiller seine Gedanken aufbaut. Vor allem sind folgende Gedichte zu erwähnen: „Die Journalisten und Minos“, „An die Parzen“, „Die Rache der Musen“, „Äschylos“, „Der hypochondrische Pluto“, „Aktäon“, „Gruppe aus dem Tartarus“, „Elysium“, „Die Büchse der Pandora“. Die wichtigste Dichtung der Anthologie in dieser Beziehung ist die lyrische Operette „Semele“, die ganz auf griechischem Boden sich bewegt. Von ihr war bereits oben (S. 124 f.) die Rede.

Seine hohe Begeisterung für das Griechentum hat Schiller 1788 in seinem berühmten Gedicht „Die Götter Griechenlands“ ausgesprochen (vgl. oben S. 134). Das Gedicht entstammt also der Zeit, in der sich Schiller mit den Übersetzungen aus dem Griechischen beschäftigte. Nun tritt eine Pause ein. Erst das Jahr 1795 brachte wieder neue Gedichte, die auf das Altertum Bezug haben, nämlich: „Odysseus“, „Zeus zu Herkules“, „Die Antike an den nordischen Wanderer“ (das Verständnis für die Antike muß dem inneren Geist entspringen, nicht äußerer Betrachtung allein), „Ilias“, „Archimedes und der Schüler“, „Karthago“. Im folgenden Jahre entstanden wieder mehrere Gedichte zum klassischen Altertum: „Pompeji und Herkulanum“ (Schilderung der alten Stadt, angeregt durch die neuen Ausgrabungen von 1796), „Klage der Ceres“ (über den Raub ihrer Tochter Persephone), „Der Homeruskopf als Siegel“ (Schiller besaß selbst ein solches Siegel), „Der Wolfische Homer“, „Die Homeriden“. Wie sehr Schillers Gedankenwelt damals vom griechischen Altertum beherrscht war, zeigen die zwei Gedichte von 1796: „Der griechische Genius“, der an „Die Antike an den nordischen Wanderer“ erinnert, und „Deutscher Genius“. In letzterem ruft er dem Deutschen zu:

„Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit!
Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung!“

Aber trotzdem war Schiller von jeder „Gräkomanie“ frei. Sein Gedicht „Griechheit“ (1796) belehrt uns darüber. Da sagt er nämlich:

„Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit!“

Aus der späteren Zeit sind hauptsächlich die „Balladen“ zu nennen, die, wie auch die meisten der vorher erwähnten Gedichte, fast ausschließlich dem griechischen Altertum entnommen sind. Es sind folgende: „Der Ring des Polykrates“, „Die Kraniche des Ibykus“ 1797; „Die Bürgschaft“, „Das Eleusische Fest“ 1798; „Hero und Leander“ 1801; „Kassandra“ 1802; „Das Siegesfest“ 1803. Dazu kommen noch: „Nänie“ 1798 und „Die Antiken zu Paris“.

In den Dramen der Jugendzeit tritt das klassische Altertum naturgemäß zurück. Es sind moderne Probleme und Themen, die er hier erörtert. Doch finden sich in ihnen gar häufig Bilder und Vergleiche aus dem Altertum, zumal in den „Räubern“. Das ist auch bei den späteren Dramen im allgemeinen der Fall; aber einzelne derselben verraten noch einen viel größeren Einfluß des Altertums, besonders des griechischen.

Auf die Griechen war Schiller durch Wieland ausdrücklich hingewiesen worden. Auch Herder wirkte in dieser Richtung auf ihn ein. Die Folge war, daß der Dichter ganz von der griechischen Literatur eingenommen und bezaubert wurde. Er beabsichtigte, sich dem Studium der griechischen Tragiker so lange zu widmen, bis er sie sich ganz zu eigen gemacht hätte, bis er imstande wäre, ganz griechisch zu fühlen und ein rein griechisches Drama zu schreiben.

Schon in der tragischen Auffassung des „Wallenstein“ ist diese Wirkung unverkennbar. In der „Jungfrau von Orleans“ ist es besonders die Montgomery-Szene im zweiten Akt, die durch die breite epische Schilderung an Homer erinnert. Die meiste Anlehnung an das Griechentum zeigt aber, wie schon oben (S. 118 f.) ausgeführt wurde, die „Braut von Messina“. Am 13. Mai 1801 schrieb Schiller an Körner: „Ich habe große Lust, mich nunmehr in der einfachen Tragödie nach der strengsten griechischen Form zu ver-

suchen". Als geeignete Themen dafür bezeichnet er die „Malteser", die er aber nicht vollendet hat, und „Die Braut von Messina". Am 1. Februar 1803 war die Braut fertig. Schiller hatte erreicht, was er wollte. Der griechische Geist, der trotz aller modernen Auffassung darin lebt, ist keinem andern Drama mehr aufgeprägt als eben diesem. Aber alles, was Schiller von den Griechen gelernt und als ihren Vorzug erkannt hat, nämlich Verstand, Maß und Klarheit, das verleugnet sich auch in seinem durch und durch deutschen Drama, dem „Tell", nicht, obwohl hier alles antike Beiwerk fehlt. Die Antike hat sich hier und in „Demetrius" aufs schönste mit dem deutschen Geist zu einem harmonischen Ganzen verbunden.

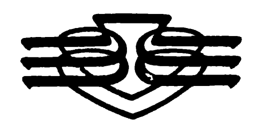
Unter den nachgelassenen Dramenskizzen des Dichters befinden sich ebenfalls zwei antike Stoffe: „Themistokles" und „Agrippina" (die Mutter Neros).

In Prosa hat Schiller im Jahre 1785 den „Antikensaal zu Mannheim" geschildert. In diesem Aufsatz äußerte sich zum erstenmal seine hohe Begeisterung für antike Kunst und antikes, besonders griechisches Leben.

Unter seinen historischen Arbeiten findet sich nur ein Aufsatz über das klassische Altertum: „Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon". Indes ist diese Abhandlung keine selbständige Leistung, sondern nur eine Überarbeitung (vgl. unten Kapitel 8 „Schiller als Historiker").

Für seine ästhetisch-philosophischen Ansichten verdankte Schiller dem Griechentum sehr viel. Das zeigt sich vor allem in den Aufsätzen „Über naive und sentimentalische Dichtung", „Über das Pathetische" und „Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen" (6. und 7. Brief). Das natürliche Empfinden und die wahre Gefühlsäußerung der Griechen imponieren ihm gar gewaltig. Die große Ruhe, die jede Antike so unerreichbar macht, die Würde und den schönen Ernst auch in den höchsten Ausbrüchen der Leidenschaft hat er als das charakteristische Kennzeichen des griechischen Dramas erkannt und erfaßt. Zum richtigen Verständnis des griechischen Altertums trug das Studium des großen Philosophen Aristoteles nicht wenig bei. Dessen Poetik lernte Schiller immer mehr verstehen und achten, und schließlich wußte er sich eins mit ihm in seinen poetischen Anschauungen.

Schiller verdankt also, um nochmals zusammenzufassen, dem Studium der Alten, hauptsächlich der Griechen, die reine Kunstanschauung, den geläuterten Geschmack, den wir besonders an seinen klassischen Dichtungen der späteren Zeit bewundern. Das ist ein großer, nicht hoch genug anzuschlagender Gewinn, den er aus dem Altertum zog. Daß ihn aber das antike Vorbild nicht zu blinder Nachahmung trieb, nicht einmal in seiner „Braut von Messina", davon legen seine reifsten Werke, sein „Wilhelm Tell" und sein „Demetrius", ein beredtes Zeugnis ab. Wilhelm von Humboldt ging sogar, wie schon erwähnt, so weit, Schiller den modernsten aller neueren Dichter zu nennen und ihn damit in den größten Gegensatz zu allem, was antik heißt, zu setzen.



6. Kapitel.

Schiller als Philosoph.

Der Grundgedanke, der Schillers Philosophie durchdringt, ist derselbe, der uns in seinen Werken überhaupt entgegentritt: die Idee der Freiheit, die er seit dem Studium Rousseaus immer mehr auf den Schild erhebt. Schiller hat kein eigentliches philosophisches System ausgebildet; er hat sich mit der Philosophie nur insoweit beschäftigt, als er sie für seine ästhetischen Studien brauchte; ihm war es dabei wesentlich nur um den Begriff der Schönheit zu tun, um die Ästhetik.

Es ist darum gewiß nicht zu bedauern, wie freilich auch geschieht, daß Schiller sich eine Zeitlang mit der Philosophie abgegeben hat. Er „veredelte in jenen der Philosophie gewidmeten (fünf) Jahren den Inhalt seiner Gedanken und gewann die ihm eigene ästhetische Anschauungsweise".

Schiller hat sich schon in frühester Jugend auf der Karlsschule philosophischen Studien hingegeben. Die Leibnitz-Wolffsche „Popularphilosophie" und die englischen Moralphilosophen interessierten ihn besonders. Großen Einfluß übte dabei sein Freund Lempp. Von seiner Tätigkeit zeugte seine erste, damals nicht gedruckte Abhandlung „Philosophie der Physiologie", von der jetzt leider nur noch ein Bruchstück vorhanden ist.

In Schillers philosophischen Schriften lassen sich drei Phasen der Entwicklung unterscheiden. In die erste fällt das allerdings nur geplante Gespräch „Kallias" oder „über die Schönheit", in welchem er den Schönheitsbegriff untersuchen wollte. Die zweite wird durch die „Briefe über die ästhetische Erziehung der Menschen" gekennzeichnet, die Schiller an seinen Wohltäter, den Herzog von Augustenburg, richtete und dann umgearbeitet in den „Horen" 1795 erscheinen ließ. Er suchte darin den Einfluß des Schönen auf den Menschen festzustellen.

Die letzte philosophische Zeit reifte nur ein Hauptwerk, den berühmten Aufsatz „Über naive und sentimentalische Dichtung". Schiller spricht darin sein Urteil über die wichtigsten zeitgenössischen Dichter aus; aber noch wichtiger ist die Untersuchung, auf der dieses Urteil beruht, nämlich auf dem Gegensatz zwischen naiven und sentimentalischen Dichtern. Darnach ist der naive Dichter ganz Natur, seine Subjektivität tritt zurück (wie dies z. B. bei Goethe und Shakespeare der Fall ist.) Der sentimentalische dagegen sucht die Natur (Schiller selbst). Beide Arten zusammen harmonisch vereint bewirken erst die echte Poesie, deren Zweck Erholung und Veredlung ist. Weiterhin bezeichnet Schiller die naiven Dichter als Realisten, die sentimentalischen als Idealisten, ein Begriff, der bis heute unsere ganze moderne Zeit beherrscht.

Von großer Wichtigkeit war für Schiller der größte deutsche Philosoph J. Kant. Der Dichter hat sich mit der Kantschen Philosophie, durch Körner gedrängt, vom Jahre 1791 an eingehend beschäftigt. Die „Kritik der Urteilskraft" nahm sein ganzes Interesse in Anspruch. Während aber Kant das Schöne als Objekt eines subjektiven Wohlgefallens bezeichnet, will es Schiller objektiv dargestellt wissen. Das Schöne liegt in der „Freiheit der Erscheinung", das ist das Grundprinzip, von dem er ausgeht. Nur die Form ist ihm wichtig, der moralische Zweck kommt für ihn nicht in Betracht. Das Schöne muß vom Zwang einer Regel frei sein. Es soll der „Spieltrieb" im Menschen die Phantasie erregen. („Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.")

Neben dem Schönen ist das Erhabene für Schillers Ästhetik leitender Begriff. Dieses erklärt er sich mit der Freiheit des menschlichen Willens.

Schiller gilt vielfach als ein Jünger Kants. Aber der Idealismus Schillers und Kants ruhen auf derselben Voraussetzung. Er ist eine Folge der christlich-evangelischen Lebensanschauung beider Männer. Schiller ist durch Kant angeregt worden, nachher ist er seine eigenen Wege gegangen. Sein Ideal ist die große Harmonie. Die Vereinigung der sinnlichen Natur mit der geistigen, nicht deren Trennung, ist sein Streben, das durch alles hindurchgeht. Zur Durchführung dieses Ideals ist nach seiner festen Überzeugung die deutsche Nation bestimmt.

7. Kapitel.

Kritische Arbeiten.

Die erste kritische Arbeit, die wir von Schiller besitzen, ist dem klassischen Altertum, und zwar Vergil, dem Liebling des Dichters, gewidmet. Der Stuttgarter Kanzleiadvokat Gotthold Friedrich Stäudlin, ein Rivale Schillers, hatte „Proben einer deutschen Äneis nebst lyrischen Gedichten" im Jahre 1781 veröffentlicht. Balthasar Haug, Professor an der Militärakademie, betraute nun den 22jährigen Schiller mit der Besprechung des Buchs für seine Zeitschrift „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben". Diese Tatsache allein schon spricht für Schillers kritische Begabung. Und wirklich rechtfertigte der junge Rezensent das in ihn gesetzte Vertrauen im vollen Maße. Seine Kritik verrät überall eine solche Reife des Urteils, eine solche Kenntnis des Altertums und ein solches Verständnis für die Schönheit des deutschen Ausdrucks, daß man noch jetzt mit Interesse die Ausstellungen liest, die er an Stäudlins Übersetzung macht. Auch der „lyrische Appendix" ist mit viel Feinheit gewürdigt. Die Rezension erschien im zweiten Stück der erwähnten Zeitschrift Haugs vom Jahre 1781.

Bald entwickelte Schiller eine umfassendere kritische Tätigkeit auf dem Gebiet, das er später ganz beherrschen sollte, nämlich auf dem theatralischen. Der Aufsatz „Über das gegenwärtige deutsche Theater", den er 1782 im ersten Stück seiner Zeitschrift „Wirtembergisches Repertorium der Litteratur" veröffentlichte, verrät wieder den scharfen Kritiker, der er zeitlebens geblieben ist. Der Standpunkt, den er in dieser Arbeit einnimmt, ist der der englischen Moralphilosophen Shaftesbury-Ferguson. Er stellt fest, daß die Bühne eine sittliche Besserung der Zuschauer bewirken sollte. Aber ebenso muß er zugeben, daß dieser Zweck nicht erreicht wird. Schuld daran ist nach ihm einmal das Publikum selbst, welches im Theater nicht eine Schule der Bildung erkennt, sondern sich daselbst

die Langeweile vertreiben will. Einen weiteren Teil der Schuld trägt der Dichter durch die Art der Darstellung (französische Tragödie und Naturalismus). Endlich ist auch der Vortrag des Schauspielers mit schuld, wenn das Theater nicht so wirkt, wie es der Fall sein könnte. Über diesen Zuständen tröstet Schiller das Theater durch den Hinweis auf seine würdigeren Schwestern, die Moral und die Religion, die ebenfalls über die Befleckung des blöden und schmutzigen Haufens nicht erhaben seien.

Von demselben teleologischen Standpunkt aus behandelte Schiller zwei Jahre nachher nochmals dasselbe Thema in seiner berühmten Rede „Was kann eine gute, stehende Schaubühne eigentlich wirken?" oder, wie er 1802 bei einer Neuausgabe die Arbeit betitelte: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" (vgl. oben S. 31). In dieser Rede hat Schiller seinen ersten Aufsatz über dieses Thema weiter ausgeführt und ergänzt. Er sucht darin die Leistungen der Bühne für die sittliche Bildung und die Aufklärung des Verstandes darzutun. Ja, er geht so weit, ihr eine Stelle neben der Religion und dem Staatsgesetz einzuräumen. Auch der Nationalgeist wird nach seiner Ansicht durch die Bühne gehoben und gefördert. So ist also der Bühne ein weites Feld der Wirksamkeit eröffnet. Schiller betrachtet die dramatische Kunst in dieser Abhandlung als „die Erzieherin des Menschengeschlechtes nicht nur in ästhetischer, sondern in jeder Beziehung".

In dem obenerwähnten „Wirtembergischen Repertorium" von 1782 ließ er noch einen zweiten kritischen Aufsatz erscheinen, seine Selbstrezension der „Räuber". Durch die Kritik auf die Schwächen seines Stückes aufmerksam gemacht, unternahm er es, ein Jahr nach der Vollendung seines Dramas, eine eigene Rezension zu schreiben, und zwar anonym. Er verfuhr dabei vollständig objektiv mit seinem eigenen Werk, deckte alle Fehler und Gebrechen desselben mit einer solchen Freimütigkeit und Schonungslosigkeit auf, daß ein anderer Rezensent sich bewogen fühlte, gegen ihn das Werk zu verteidigen. Ganz unbarmherzig behandelte er einzelne Gestalten seines Dramas. Den Franz Moor erklärte er für unhaltbar; auch der Amalia und dem alten Moor ging es nicht besser. Die Sprache des Stückes tadelte er ebenfalls unumwunden, wo er es nötig fand.

Aber selbstverständlich versäumte er es nicht, neben den „kolossalischen Fehlern“ desselben auch auf seine Schönheiten hinzuweisen. Mit großem Humor schreibt er am Schluß über den Verfasser: „Er soll ein Arzt bei einem wirtembergischen Grenadierbataillon sein“ und schließt seine Rezension mit den Worten: „So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in emeticis ebenso lieben, als in aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur übergeben.“

In demselben Jahrgang des „Wirtembergischen Repertoriums“ kritisierte er noch fünf andere literarische Erscheinungen: 1. „Schwäbischer Musenalmanach auf das Jahr 1782“, herausgegeben von G. F. Stäudlin. Die Rezension ist in scharfem, verletzendem Ton abgefaßt. Die Folge war eine heftige literarische Fehde zwischen den beiden rivalisierenden Dichtern. In demselben Stück des Repertoriums sind auch noch „Vermischte poetische Stücke“ Stäudlins besprochen. Aber es ist nicht sicher, ob Schiller der Verfasser dieser Rezension ist, oder ob er sie nur überarbeitet hat. 2. „Nanine oder das besiegte Vorurteil“. Aus dem Französischen des Herrn von Voltaire von Pffr. (Pfeiffer, Mitschüler des Dichters). Von Schiller als „Makulatur“ erklärt! 3. „Kasualgedichte eines Wirtembergers.“ Der Verfasser war J. U. Schwindrazheim, einst Professor an der Ludwigsburger Lateinschule. Die Kritik ist lobend und voll Anerkennung des Dichtertalents des Verfassers. 4. „Vermischte teutsche und französische Poesien.“ Von Johann Christoph Schwab, anonym erschienen. Der Verfasser, der Vater Gustav Schwabs, war Professor an der Militärakademie und Schillers Lehrer gewesen. Den Gedichten wird mäßiges Lob zuteil. 5. „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben.“ Drittes (letztes) Stück. Herausgegeben von Balthaser Haug. Schillers ganze Kritik darüber besteht aus den spottenden sieben Worten: „Pardon dem Herausgeber! Er will ja aufhören!“

In demselben Stück des „Repertoriums“ erschien noch eine zweite Selbstrezension Schillers, und zwar die der „Anthologie“, welche ganz wesentlich aus Beiträgen des Herausgebers bestand. Auch hier ist es wie bei seiner Rezension der „Räuber“ wunderbar, mit welcher Sicherheit und Bestimmtheit der Dichter die Vorzüge und nicht minder die Fehler seiner Gedichte erkennt und hervorhebt. So urteilt er über

die berühmten „Laura“-Gedichte, sie seien mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl geschrieben, aber überspannt seien sie alle und verraten eine allzu unbändige Imagination. Von seinem hohen Dichterbewußtsein zeugt aber der Schluß der Rezension, in dem er sein Gesamturteil über die „Anthologie“ in die Worte zusammenfaßt: „Der darin herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte.“

Die größte Lust zu kritischer Tätigkeit und wohl auch den meisten Anlaß dazu hatte Schiller als Theaterdichter in den Jahren 1783, 1784. Er beabsichtigte, ein eigenes kritisches Organ der Mannheimer Nationalbühne, eine „dramaturgische Monatschrift“, herauszugeben. Aber der bereits fertig vorliegende Plan fand die Billigung des Theaterintendanten H. v. Dalberg nicht. So mußte leider ein Unternehmen scheitern, das für Schillers kritische Begabung so günstig gewesen wäre und das ihn in eine Reihe mit dem Hamburger Dramaturgen, mit Lessing, gestellt hätte. Wohl nahm er den Plan einer Mannheimer Dramaturgie nachher selbständig in der Ankündigung seiner „Rheinischen Thalia“ auf. Aber nur im ersten Heft dieser Zeitschrift erschien ein ganz kurzes „Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters von Januar bis März 1785“. Später im Jahre 1797 kam Schiller auf den Gedanken, einen kritischen „Theaterkalender“ herauszugeben; zwei Jahre nachher gewann er sogar Goethe für diesen Plan. Aber zur Ausführung gelangte der Gedanke auch diesmal nicht.

Die nächste größere kritische Arbeit Schillers sind seine „Briefe über Don Karlos“, die er im Jahre 1788 verfaßte. Auch hierzu gab die fremde Kritik den ersten Anlaß. Hohes Lob einerseits und heftiger Tadel anderseits bewogen den Dichter, selbst das Wort zu ergreifen. In zwölf Briefen hat er seine Ansicht zum Ausdruck gebracht. Vor allem sucht er darin seine Auffassung der beiden Hauptcharaktere, des Posa und des Don Karlos, zu rechtfertigen. Man hielt den Charakter des Posa fast durchgängig für zu ideal. Man sagte, in jener Zeit der Despotie eines Philipp II. sei eine Gestalt wie Posa geradezu unmöglich gewesen. Schiller weist nach, daß gerade solche Zeiten die „Geburtsstunde außerordentlicher Menschen“ seien. Weiterhin führt er aus, daß Posa sich in seinem Handeln nicht

durch die Freundschaft mit Don Karlos, sondern lediglich durch sein Ideal von Menschenglück leiten lasse. Von diesem Gedanken ist auch sein ganzes Verhalten gegen Philipp beherrscht. Zugleich läßt sich daraus die Einheit des Stückes erkennen. Diese besteht in dem Bestreben Posas, „den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist". Das kann er aber nicht allein durchsetzen. Daher wählt er sich als Mittel für seinen Zweck den Don Karlos, nachdem er vergeblich versucht, den Philipp dafür zu gewinnen. Um dieser idealen Bestrebungen willen stirbt er. Nur durch seinen freiwilligen Tod konnte er den schwankenden Don Karlos, in dessen Seele er sein Ideal niedergelegt hat, für die Sache der Freiheit retten. In der Tat erkennt der Prinz „die große Meinung seines Todes". Er wird dadurch zu energischem Handeln angetrieben, wenn er auch infolge der Gegenminen scheitert.

Außer diesen kritischen Briefen über seinen „Don Karlos" verfaßte Schiller im Jahre 1788 noch sechs Rezensionen für die berühmte „Jenaische Literaturzeitung". Fünf dieser Arbeiten betreffen untergeordnete, heute fast ganz vergessene Schriften meist historischen Inhalts. Sie sind alle ganz kurz gefaßt. Von größter Wichtigkeit ist dagegen die letzte: „Über ‚Egmont', Trauerspiel von Goethe." Es ist die erste Arbeit, in der Schiller ein öffentliches Urteil über Goethe aussprach. Voll Bewunderung erkennt er darin unumwunden den hohen dichterischen Wert dieser Charaktertragödie Goethes an. Ebensowenig aber zögert er, ihre Schwächen aufzudecken.

Sein Hauptvorwurf richtet sich besonders gegen die Rolle des Egmont selbst; er tadelt es, daß ihn Goethe allzumenschlich darstelle, daß er auch im Drama kein großer Charakter sei, so wenig als in der Geschichte. „Er legt ihm eine Menschlichkeit über die andere bei, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen, daß er ihm endlich nicht einmal so viel Größe und Ernst mehr übrig läßt, als unserer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen." Auch im Technischen hat er manches auszusetzen. Der opernhafte Schluß zumal, nach welchem Klärchen dem gefangenen Egmont im Traum als Freiheit im himmlischen Gewande erscheint, will Schiller gar nicht gefallen; er nennt ihn einen Salto mortale in die Opernwelt. In späteren Jahren hat

sich allerdings seine Ansicht darüber geändert. Da räumte er dem Symbolischen in der Poesie einen wichtigen Platz ein. Schillers Rezension machte „viel Lärm in Jena und Weimar". Goethe sprach „mit sehr viel Achtung und Zufriedenheit" davon.

Im folgenden Jahr, 1789, brachte Göschens „Kritische Übersicht der neuesten schönen Litteratur der Deutschen" eine zweite Rezension Schillers über eine Goethesche Dichtung. Sie handelte „Über Goethes Iphigenie auf Tauris". Schiller plante eine ausführliche Kritik der Dichtung in zwei Abschnitten. Im ersten, den er allein ausführte, gab er eine umfassende Darstellung des Inhalts. Der zweite sollte erst die eigentliche kritische Beleuchtung bringen. Dazu kam es aber nicht, weil das Organ, in welchem der erste Teil erschien, die „Kritische Übersicht der neuesten schönen Litteratur der Deutschen", schon mit dem ersten Stück wieder einging. Aus dem vollendeten ersten Teil geht übrigens doch hervor, wie hoch Schiller die Goethesche Dichtung schätzte. Zu ihrem besseren Verständnis zog er die Euripideische „Iphigenie" herbei und verglich beide Stücke ausführlich nach ihrem Inhalt, bisweilen mit eingestreuten kritischen Bemerkungen.

Bald hatte Schiller wieder ein Dichterwerk von größerer Bedeutung zu beurteilen: Gottfried August Bürgers Gedichte. Seine Rezension erschien in der „Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung" vom Januar 1791. Diese Arbeit bedeutet einen großen Fortschritt in Schillers kritischer Entwicklung. Hatte er bisher das moralische Element für die Dichtung in erster Linie verlangt, so ist er jetzt geneigt, dem rein ästhetischen den Vorrang einzuräumen, so wie es Lessing in seiner Dramaturgie forderte. Nicht sittliche Wahrheiten soll der lyrische Dichter darstellen, sondern rein menschliche Empfindungen, seine „Gemütslage", seine eigene geläuterte Individualität. Damit soll er wieder auf das Gemüt anderer zu wirken suchen, insbesondere der Volksdichter, dem eine hohe Aufgabe zufällt; dieser soll durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhilfe geben und das Leidenschaftsbedürfnis für die Reinigung der Leidenschaft nützen. Zur Erreichung dieses Ziels müssen seine Gedichte einen durchaus unabhängigen, absoluten, inneren Wert besitzen. Diesen können sie aber nur dann haben, wenn der Dichter

selbst eine Persönlichkeit sei, wert vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Von diesen Grundsätzen aus untersucht Schiller Bürgers Gedichte und findet gar vieles an ihnen auszusetzen. Die Schuld daran erkennt er im letzten Grund in der Persönlichkeit des Dichters selbst. Der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, sei kein gereifter, kein vollendeter Geist, und seinen Produkten fehle nur deswegen die letzte Hand, weil sie — ihm selbst fehle. Im einzelnen vermißt er am Dichter die „Idealisierkunst". Er verlangt nämlich von einem wirklichen Dichter, daß er seinen Gegenstand idealisiert, indem er alle fremdartigen Beimischungen entfernt und das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen erhebt. Das alles fehlt Bürgers Gedichten. Diese haben „einen zu sinnlichen, oft gemein sinnlichen Charakter", sie sind „mehr ein Zusammenwurf von Bildern, eine Kompilation von Zügen, eine Art Mosaik als Ideale". Bürger läßt sich in seinen Gedichten zu sehr von seiner momentanen Stimmung beherrschen; darum ist ihr Inhalt zu naturalistisch, zu wenig abgeklärt, es fehlt ihnen die idealische Reinheit und Vollendung, die wohltätige harmonische Stimmung. Aber trotzdem rühmte Schiller die poetische Kraft und Fülle, die Sprachgewalt und Schönheit der Verse Bürgers.

Die anonym erschienene Rezension verletzte Bürger tief. Er schrieb in gereiztem Ton eine Antikritik, die aber ziemlich schwach ausfiel. Schiller verfaßte dagegen eine „Verteidigung des Rezensenten", ohne, wie Bürger wollte, seinen Namen zu nennen. Er erläuterte nochmals darin die Begriffe Idealisierung und Individualität, gegen die Bürger besonders polemisiert hatte.

Im Jahre 1790 erschien Kants Kritik der Urteilskraft. Schiller, durch Körner darauf hingewiesen, vertiefte sich bald in dieses berühmte Werk Kants. Der Königsberger Philosoph gewann einen mächtigen Einfluß auf seine Anschauung. Eine Reihe kritisch-philosophischer Schriften Schillers entstand, über die im vorhergehenden Abschnitt gehandelt ist.

Auf seine berühmte Rezension der Bürgerschen Gedichte folgte drei Jahre später die Kritik „Über Matthissons Gedichte", wiederum in der „Jenaer Allgemeinen Litteraturzeitung". Auch hier geht Schiller von allgemeinen Grundsätzen aus. Er verlangt von jedem

Dichterwerk zwei Eigenschaften: 1. notwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objektive Wahrheit); 2. notwendige Beziehung dieses Gegenstands, oder doch der Schilderung desselben auf das Empfindungsvermögen (subjektive Allgemeinheit). Für die Landschaftsdichtung im besonderen stellte er drei Erfordernisse auf, die alle in Matthissons Gedichten vereinigt seien, nämlich: Sie müssen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit (das Naturpsychische) gefallen, durch ihre musikalische Schönheit anziehen und durch den Geist, der darin atmet, beschäftigen (ästhetische Ideen). Schillers Beurteilung Matthissons ist offenbar zu mild, veranlaßt wohl zum Teil durch die Liebenswürdigkeit des ihm persönlich bekannten Dichters. Matthissons Gedichte sind ziemlich schwach und heute meist vergessen.

Noch in demselben Jahre, 1794, besprach Schiller in demselben Organ den Cottaschen „Gartenkalender auf das Jahr 1795“. Er nahm dabei Anlaß, seine Abneigung gegen die französischen und englischen Parks auszusprechen.

Am Ende des Jahres 1794 begann er seine kritischen Briefe über Goethes „Wilhelm Meister“ abzufassen. Die Besprechung erfolgte einzeln bei jedem Buch, da ihm Goethe die fertigen Bücher sofort nach ihrer Vollendung zusandte. Daher erstrecken sich diese Briefe auf einen Zeitraum von mehr als zwei Jahren. Schillers Kritik, welche die einzelnen Gestalten sowohl als die ganze Anlage und Absicht des Goetheschen Romans mit großer Ausführlichkeit behandelte, übte einen mächtigen Einfluß auf Goethe aus. Da dieser Schillers Urteil sehr hoch schätzte, arbeitete er verschiedene Stellen, insbesondere im achten Buch, nach den Vorschlägen und im Sinne Schillers um.

Der Umgang mit Goethe reifte das kritische Hauptwerk Schillers über die Dichtkunst, seine berühmte Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“, die in den „Horen“ 1795 bis 1796 erschien. Bei der Beobachtung und Vergleichung seiner eigenen Art zu dichten mit der Goethes stellte sich ihm ein großer Unterschied heraus. Er fand, daß Goethes Kunst wahre Natur war, während er selbst diese erst suchte. Goethe und mit ihm Shakespeare und Homer nannte er dementsprechend naive Dichter, während er sich selbst

und seinesgleichen als sentimentalisch bezeichnete. Die Natur, so wie sie in der Wirklichkeit ist, ist für ihn kein Gegenstand der Kunst. Eine solche naturalistische Darstellung kennzeichnet er als „Affentalent gemeiner Nachahmung“. Die naive Poesie hat darum einen höhern Wert als die sentimentalische, weil der naive Dichter die Gesundheit und Richtigkeit seines Empfindens auch in seinen Werken ausprägt. Daß er die naive Poesie höher anschlägt als sentimentalische, „bedeutet für seine kritische Persönlichkeit den Sieg des Ästhetischen über das Moralische“. Nach dieser Unterscheidung beurteilt er eine Reihe zeitgenössischer Dichter mit großem Scharfsinn. (Vergleiche dazu den vorhergehenden Abschnitt.)

Durch den Umgang mit Goethe hatte Schiller die Kunst um ihrer selbst willen schätzen gelernt. Das moralische Prinzip trat jetzt ganz gegen das ästhetische zurück. Diese Anschauung rückte in dem Aufsatze „Über naive und sentimentalische Dichtung“ ganz in den Vordergrund. Sein ästhetisches Glaubensbekenntnis lautete jetzt: Der Künstler ist der einzig wahre Mensch.

Die letzte kritische Arbeit des Dichters „Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie“ haben wir bereits erwähnt.



8. Kapitel.

Schiller als Historiker.

Mit der Weltgeschichte wurde Schiller erst auf der Karlsschule näher bekannt. Die Professoren Schott, Drück und hauptsächlich Abel waren es, die ihm hohes Interesse für dieses Gebiet einflößten. Plutarch, den Schiller sein Leben lang hochschätzte — er trug sich längere Zeit mit dem Gedanken eines „Neuen Plutarch" — ist ihm durch Drück nahe gebracht worden. Neben diesem wirkte Rousseau, der Apostel jener Zeit, gar mächtig in Schillers empfänglichem Herzen. Durch ihn wurde er auf die Gestalt des Fiesko hingewiesen. Die Vorarbeiten zu seinem republikanischen Trauerspiel veranlaßten ihn zuerst zu ernsten geschichtlichen Studien in Robertsons Geschichte Karls V. Durch diesen bedeutenden Historiker wurde er zugleich auf die Geschichte der Maria Stuart geführt. Doch waren diese historischen Studien, die er damals trieb, lediglich zu dichterischen Zwecken unternommmen, also rein gelegentlich.

Auch bei seinem „Don Karlos" lag die Sache ähnlich, doch führten ihn seine Quellen für dieses Schauspiel mehr und mehr zu der hohen philosophischen Auffassung der Geschichte, die wir an ihm bewundern.

Das eigentlich wissenschaftliche Studium der Geschichte begann er erst in Dresden, während er gleichzeitig mit seinem „Don Karlos" beschäftigt war. Im April 1786, zu einer Zeit, da Körner, wie öfters, verreist war, machte er den Anfang. Es war eine „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" von Bougeant in deutscher Bearbeitung, die ihn mächtig anzog. „Täglich wird mir die Geschichte teurer", schrieb er Körner. Das Werk machte ihm den Kopf ganz warm. Nach dem Studium dieses Buches wünschte er, daß er zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte. Nicht ohne Einfluß auf seine geschichtlichen Arbeiten blieb auch sein Verkehr mit den Dresdener Offizieren Funck und Archenholz, die beide historische

Studien trieben. Letzterer ist als Verfasser einer „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“ noch heute bekannt; ersterer lieferte zu Schillers „Horen“ historische Beiträge.

Die erste Folge dieser historischen Tätigkeit war der Entschluß zur Ausführung einer „Geschichte der merkwürdigen Verschwörungen und Rebellionen“. Im Oktober 1786 kündigte er die Arbeit an. Bald beschränkte er sich jedoch auf eine Rebellion, die niederländische, auf die ihn sein „Don Karlos“ schon gebracht hatte. Zu ernstlicher Arbeit daran aber kam er erst im Sommer des nächsten Jahres. Er sah sie an als sein „Debüt in der Geschichte“. Er hoffte, sich damit eine Lebensstellung zu erringen, eine Professur der Geschichte; hatte ihm doch Wielands Schwiegersohn, Professor Reinhold in Jena, einen Ruf an die Jenaer Universität schon früher in Aussicht gestellt. Er gönnte sich wenig Ruhe und war außerordentlich fleißig. Er arbeitete gegen Ende des Jahres 1787, wie er seinem Freunde Körner schrieb, zwölf Stunden täglich in „Folianten und staubigen Autoren“. Sein Wunsch war, durch dieses Geschichtswerk ein „angesehener Mann“ zu werden. Das erreichte er. Wieland, dem er den Anfang vorlas, gefiel dieser so, daß er sich ihn für seinen „Teutschen Merkur“ ausbat. Schiller willigte ein, und so erschien der Anfang des Werkes zuerst in Wielands Zeitschrift. Das Ganze kam erst im Oktober 1788 heraus unter dem Titel: „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung.“ Schillers erstes Geschichtswerk ist zugleich sein bedeutendstes. Er hat, wie er selbst sagt, mit „Eselsfleiß“ daran gearbeitet und sich strenger Objektivität und „Unparteilichkeit“ befleißigt. Das zeigt sich überall. Schiller hat sich durchwegs an die ersten Quellen gehalten, wenn er auch selbst keine archivalischen Untersuchungen anstellen konnte. Seine Darstellung kommt den Forderungen der neueren Geschichtsforschung sehr nahe, wenn sie diese auch aus verschiedenen Gründen nicht erreichen konnte.

Er hat sich als ein ernster, kritischer Forscher gezeigt, und in der Kunst der Darstellung steht er noch heute unübertroffen da. Leider blieb das Werk unvollendet. Trotz guten Willens kam Schiller nicht mehr dazu, den zweiten Teil zu schreiben. Nur zwei Aufsätze aus späterer Zeit gehören noch in dieses Gebiet: „Prozeß und

Hinrichtung der Grafen Egmont und von Hoorne" und „Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585". Letztere ist eine vorzügliche, durch realistische Darstellung ausgezeichnete Arbeit.

Gleichzeitig mit dem „Abfall der Niederlande" erschien der erste und einzige Band der „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittleren und neueren Zeiten". Von Schiller selbst enthält der Band aber nichts als die Einleitung. Die drei „Verschwörungen" des Bandes (auch die des Marquis von Bedemar) sind nicht von Schiller. Er hatte damit seine Freunde Huber und Reinwald betraut, um sich ganz dem „Abfall der Niederlande" widmen zu können.

Schillers erstes Geschichtswerk hatte seine Berufung nach Jena zur Folge. Es kam also ganz, wie er gewünscht hatte. Aber doch war ihm die Sache unbequem. Denn die Jenaer Geschichtsprofessur trug ihm kein Gehalt ein. Die Kollegiengelder waren die einzige Besoldung; darum nimmt es uns nicht wunder, wenn Schiller bald unwillig wurde, zumal da er Anfangs noch Sporteln zu bezahlen hatte, statt selbst etwas einzunehmen. „Man hat mich übertölpelt", schrieb er daher seinem Freunde Körner. Aber ebenso erkannte er auch, daß diese Professur die erste Stufe zu einem Staatsdienst bilden könne. Daher trieb er eifrig Geschichtstudien, soviel ihm seine übrigen Arbeiten Zeit übrig ließen. Denn um zu leben, mußte er seine „Thalia" fortsetzen. Außerdem begann er jetzt eine schon früher geplante Sammlung von Memoiren herauszugeben. Den ersten Band davon veröffentlichte er im November 1789. Er hat den Titel „Allgemeine Sammlung historischer Memoires, vom 12. Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten, durch mehrere Verfasser übersetzt, mit den nötigen Anmerkungen versehen und jedesmal mit einer universalhistorischen Übersicht begleitet und herausgegeben von Friedrich Schiller". Der Band enthält außer einem „Vorbericht" des Herausgebers dessen Aufsatz „Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter", wie er ihn später in seinen „Kleineren prosaischen Schriften" betitelt hat; außerdem „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des griechischen Kaisers Alexius Komnenes, beschrieben durch seine Tochter Anna Komnena". Die letztere Abhandlung ist teilweise von einem Studenten (Berling) übersetzt. Im Juli 1790 folgte der zweite Band der „Memoiren".

Er enthält den Schluß der Anna Komnena und „Barbarossas Geschichte" von Otto von Freisingen. Schon im Oktober konnte ein dritter Band ausgegeben werden. Schiller lieferte dazu eine „Universalhistorische Übersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I.". Damit hörte die redaktionelle Tätigkeit Schillers auf.

Doch schrieb er noch für die „Memoiren" die „Geschichte der französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen". Dies ist eine der besten Arbeiten des Historikers Schiller, die auch heute noch vollgültigen Wert hat.

Mit den „Memoiren" hatte Schiller einen guten Griff getan. Sie fanden gute Abnahme. Der Verleger Mauke in Jena konnte nicht weniger als acht Auflagen veranstalten. Noch lange, nachdem Schiller die Redaktion niedergelegt und die Mitarbeit eingestellt hatte, dauerten sie fort. Sie kamen eben einem entschiedenen Bedürfnis des Publikums entgegen. Und die historischen Einleitungen Schillers waren vorzüglich geeignet, das Interesse für die eigentlichen „Memoiren" zu erhöhen.

Das zweite historische Hauptwerk Schillers ist die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges". Der Dichter schrieb diese Arbeit auf den Wunsch des Buchhändlers Göschen, der ihn gebeten hatte, das Thema für seinen Damenkalender auf das Jahr 1791 zu bearbeiten. Im Januar 1790 hatte er seine zusagende Antwort erteilt. Darauf warf er sich mit aller Macht auf diese Arbeit. Aber bald wurde sie ihm „verdrießlich und beschwerlich", und er war herzlich froh, als er im September des Jahres den ersten Teil des Werkes, bis zur Schlacht bei Breitenfeld, hinter sich hatte. Der Schluß des Werkes erschien in den Kalendern 1792 und 1793. Die wichtigsten Ereignisse des Krieges sind hier in großen Zügen zusammengefaßt.

Diese Darstellung des Dreißigjährigen Krieges war für weitere Kreise berechnet. Es sollte keine gelehrte Arbeit sein wie der „Abfall der Niederlande". Darum konnte Schiller auch von eingehenden Quellenstudien hier absehen. Ihm lag vor allem daran, durch eine glänzende Darstellung den Leser zu gewinnen und zu fesseln. Daß er seinen Zweck erreicht, zeigte der Erfolg, der seine kühnsten Erwartungen übertraf. Schon im Dezember des Jahres konnte er

seinem Vater schreiben, daß 7000 Exemplare verkauft seien. Man pries ihn als den ersten deutschen Historiker und seine Geschichte als ein Nationalwerk. In der Tat liest man noch heute seine Darstellung mit demselben Interesse und derselben Spannung wie damals. Alles, was aus seiner Feder kam, trug eben einen dauernden Wert in sich.

Außer diesen Hauptarbeiten sind noch einige kleinere historische Aufsätze zu erwähnen, die, zumeist aus Schillers beruflicher Tätigkeit hervorgegangen, für die Bedürfnisse seiner „Thalia" umgearbeitet wurden. Es sind dies „Philipp II., König von Spanien" (nach Mercier aus Anlaß des „Don Karlos" bearbeitet), „Die Sendung Moses", „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde", „Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon". Die drei letzten Arbeiten verraten in der Auffassung Kantischen Einfluß. Der Aufsatz über Lykurg und Solon stammt im wesentlichen von Schillers früherem Lehrer Professor Nast in Stuttgart. Schiller hat ihn nur überarbeitet (vgl. oben S. 150).

Auch für Wielands „Merkur" sind zwei Anekdoten von ihm geschrieben worden: „Jesuitenregierung in Paraguay" und „Herzog Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahre 1547." Beide Aufsätze sind nach Schillers eigenen Worten „von wenigem Belang". Viel wichtiger ist ein anderer Beitrag in Wielands „Merkur", die Antrittsvorlesung vom 26. Mai 1789: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?"

Schiller erörterte darin den Unterschied zwischen dem Brotgelehrten und dem philosophischen Kopf und ihre Auffassung. Es ist eigentlich die einzige Arbeit, die Schiller selbst direkt als Erzeugnis seiner akademischen Tätigkeit bezeichnete, wenn auch noch andere unmittelbar aus dieser Beschäftigung hervorgegangen sind. Ein größeres Werk, wie der „Abfall" und „Der Dreißigjährige Krieg", ist nicht mehr entstanden. Nur solange Schiller wegen seines schlechten Gedächtnisses gezwungen war, seine Vorlesungen wörtlich niederzuschreiben, so lange erfolgten auch seine Veröffentlichungen; als er später infolge der längeren Übung frei sprach, waren die Verhältnisse anders. Und als er schließlich sogar seinen „Dienst lieb gewann", da trat eine ganz unerwartete Änderung ein. Der Beginn seines schweren Leidens im Anfang des Januar 1791 setzte seinen Geschichtsvorlesungen für immer ein Ende.

9. Kapitel.

Schillers Vaterlandsliebe.

Schillers Patriotismus liegt scheinbar nicht so offen da wie der eines Ernst Moritz Arndt oder eines Theodor Körner u. a. Aber doch ist seine Liebe zum Vaterland nicht minder groß als die jener Freiheitsdichter. Es fehlte ihm nur der unmittelbare Anlaß zur Dichtung, der jene begeisterte. Hätte er die Zeit der Freiheitskriege erleben dürfen, so hätte er vielleicht seine patriotischen Gefühle und Wünsche in einem besonderen Drama niedergelegt.

Aber doch findet sich in seinen Werken eine Reihe von Stellen, die seinen Patriotismus direkt bezeugen. Zwar hat er das alte Wort »Ubi bene, ibi patria« zu dem seinigen gemacht, wenn er in der „Huldigung der Künste" (Vers 140) sagt: „Wo man beglückt, ist man im Vaterland"; allein man muß hier den besonderen Anlaß bedenken: Schiller sagt das Wort zu der russischen Großfürstin Maria Paulowna, die als Gemahlin des weimarischen Erbprinzen in Weimar eine neue Heimat finden sollte. Da war das Wort ganz am Platz, zumal da unmittelbar der Vers vorausgeht: „Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande."

Freilich lesen wir auch in seinen Xenien:

„Deutschland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden,
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf."

Aber diese Klage war nur zu sehr begründet. Wie die Verhältnisse damals lagen, konnte der Dichter nicht hoffen, daß ein Deutsches Reich wie in früheren Zeiten wieder erstehe, daß eine deutsche Nation sich wieder bilde. In seinen Xenien hat er diesen Gedanken direkt ausgesprochen in den Worten:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens.
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!"

Der Dichter unterschied nämlich genau zwischen deutschem Reich und deutscher Nation. Das sind ihm zweierlei Dinge. Ja, er äußerte in einem unbetitelten Gedicht zur Jahrhundertwende, das leider nur Fragment geblieben ist, unumwunden seine Ansicht also:

„Deutschlands Majestät und Ehre ruhet nicht auf dem Haupt seiner Fürsten:

> Stürzte auch in Kriegesflammen
> Deutschlands Kaiserreich zusammen,
> Deutsche Größe bleibt bestehn.

Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, die von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist."

Damit hat er seine innerste Überzeugung klar ausgesprochen. Aber dasselbe Gedicht enthält noch viel mehr. Es ist sein politisches Glaubensbekenntnis, das Schiller hier offenbart. Er stellt darin sein Volk weit über die Engländer und Franzosen. „Dem Deutschen ist", sagt er, „das Höchste bestimmt, die Menschheit, die allgemeine, in sich zu vollenden und das Schönste, was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen. Und so wie er in der Mitte von Europens Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit; jene sind die Blüte und das Blatt. Er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfes an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, zu bewahren, was die Zeit bringt. Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt . . . Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte; doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit."

Von der deutschen Sprache sagt er ebenda: „Das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist — unsere Sprache wird die Welt beherrschen."

In seinem Gedicht „Die deutsche Muse" (1800) hat er denselben Gedanken wie in jenem Fragment mit den Worten ausgedrückt:

> „Rühmend darf's der Deutsche sagen,
> Höher darf das Herz ihm schlagen,
> Selbst erschuf er sich den Wert."

Von dieser patriotischen Begeisterung sind besonders auch seine beiden Dramen „Die Jungfrau von Orleans“ und „Wilhelm Tell“ getragen. Der Stoff des ersteren ist zwar nicht der deutschen Geschichte entnommen. Aber das hier behandelte Thema der Befreiung eines Landes von dem Joch der Fremdherrschaft hat Schiller gerade in diesem Sinn verallgemeinert und erweitert. Er hat sich darin das Ziel gesetzt, dem einzelnen die Pflichten gegen sein Volk vor Augen zu halten und dem ganzen Volk das Gewissen zu schärfen. Diese Absicht des Dichters hat das deutsche Volk in den Befreiungskriegen ganz klar erkannt. Damals trugen die Aufführungen der „Jungfrau“ und des „Tell“ in Berlin und an anderen Orten in ihrem Teil dazu bei, die Begeisterung zu schüren und den Patriotismus zur lodernden Flamme anzufachen. Die Worte in der „Jungfrau von Orleans“ (Vers 847 f.)

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre“

wirkten ganz besonders zündend und ebenso die andern (V. 844 f.):

„Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.“

Daran schließt sich der Ausspruch (Vers 1782 f.):

„Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?“

Im „Wilhelm Tell“ predigt der Freiherr von Attinghausen mit lauten eindringlichen Worten durch sein ganzes Verhalten die Liebe zum Vaterland. Seinem abtrünnigen Neffen Rudenz gegenüber spricht er das berühmte Wort (Vers 923 f.):

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“

Im Rütlibund ermutigen sich die Eidgenossen gegenseitig durch den Schwur (Vers 1449 f.):

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr!“

Welche hohe Bedeutung und welche sittliche Kraft Schiller der Vaterlandsliebe zuschrieb, das erhellt auch aus seinem „Lied von der Glocke“, in welchem er sagt:

„Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die . . . . .
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!“

Es gibt wohl wenige Dichter, die die Liebe zum Vaterland, ohne deshalb an der Scholle zu kleben, so hoch anschlugen wie gerade Schiller. In der Jugend gezwungen, aus seinem engeren Vaterland zu fliehen, lernte er erst recht den Wert des Vaterlandes schätzen. So ward ihm die Fremde eine Schule der Erkenntnis.



10. Kapitel.

Geflügelte Worte aus Schiller.

Der beste Gradmesser der Beliebtheit und Popularität eines Dichters sind die „geflügelten Worte“ aus seinen Werken, die im Volksmund fortleben. In dem Zitatenschatz des deutschen Volkes nimmt Schiller wohl den ersten Platz ein; zwar hat auch Goethe nicht wenig zum Reichtum desselben beigetragen, aber verhältnismäßig steht Schiller jedenfalls obenan.* Die meisten Aussprüche, die von Schiller stammen, sind aus seinen Gedichten und aus den späteren Dramen entnommen. Aus seinen drei Jugenddramen: „Räuber“, „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“ ist nur weniges Gemeingut der Gebildeten geworden. Das kommt wohl vor allem daher, daß diese Dramen in Prosa geschrieben sind; denn Prosa prägt sich dem Gedächtnisse schwerer ein als Poesie. Die folgende Auslese wird auch dadurch Interesse bieten, daß man aus ihr durch Vergleichung ersieht, wie ungenau öfters zitiert wird.

Wir beginnen mit den Gedichten.** Das früheste Gedicht, das uns geflügelte Worte bietet, ist „Hektors Abschied“ (1780). Daraus stammen (Andromaches Worte):

> Will sich Hektor ewig von mir wenden? . . .
> Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
> Speere werfen und die Götter ehren?

Darauf Hektor:

> Teures Weib, gebiete deinen Tränen.

* In dem Werk von Büchmann: „Geflügelte Worte“ (16. Aufl. 1889) stehen Goethes Worte S. 102—123 und Schillers S. 129—153; also Schiller nimmt 25, Goethe 22 Seiten ein.

** Wir wählen die Reihenfolge der Gedichte nach der schönen Ausgabe von Bellermann (Leipzig, Bibliographisches Institut.)

Aus dem Lied „An Minna“ (1781) wird wohl auch zitiert:

Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht?

Ferner aus der „Resignation“ (1784):

Auch ich war in Arkadien geboren . . .
Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder . . .
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

„An die Freude“ (1785):

Unser Schuldbuch sei vernichtet! . . .
Männerstolz vor Königsthronen . . .
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Der Vers daraus:

Wer ein holdes Weib errungen . . .

ist durch Beethovens „Fidelio“ noch weiter bekannt geworden.

„Die Künstler“ (1789):

Vers 443 f.: Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!

„Die Ideale“ (1795): Vielleicht der Anfang:

So willst du treulos von mir scheiden . . .

„Würde der Frauen“ (1795) Anfang:

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben . . .

„Der Spaziergang“ (1795):

Vers 1: Sei mir gegrüßt, mein Berg . . .
Vers 134: Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht . . .
Vers 200: Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

„Die Teilung der Erde“ (1795):

Was tun? spricht Zeus. Die Welt ist weggegeben . . .
Willst du in meinem Himmel mit mir leben:
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

„Das verschleierte Bild zu Sais“ (1795): Der Titel des Gedichtes selbst ist „geflügeltes Wort“.

„Das Mädchen aus der Fremde“ (1796):

Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

(In Schwaben allerdings nicht „geflügeltes Wort“, aber von Büchmann zitiert.)

„Macht des Weibes“ (1796):

Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib . . .

„Pflicht für jeden“ (1796): Votivtafeln 15:

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!

„Der Schlüssel“ (1796):

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben,
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

„Wahl“ (1796):

Kannst du nicht allen gefallen durch deine Tat und dein Kunstwerk,
Mach' es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.

„Kant und seine Ausleger“ (1796):

Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun.

„Die Sonntagskinder“ (1796):

Ach, was haben die Herren doch für ein kurzes Gedärm!

„Wissenschaft“ (1796):

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

„Die Worte des Glaubens“ (1797):

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren . . .
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

„Der Taucher" (1797):

Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp? ...
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht ...
Unter Larven die einzige fühlende Brust ...
Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
(Nicht: des grausamen Spiels.)

„Der Handschuh" (1797):

Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!

„Der Ring des Polykrates" (1797):

Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zuteil ...
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

„Die Kraniche des Ibykus" (1797):

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen? ...
Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!

„Der Gang nach dem Eisenhammer" (1797):

Vers 105: Des freut sich das entmenschte Paar ...
Der ist besorgt und aufgehoben ...
Herr, dunkel war der Rede Sinn ...

„Hoffnung" (1797):

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn ...
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

„Der Kampf mit dem Drachen" (1798):

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort? ...
Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck.

„Die Bürgschaft" (1798):

Der fühlt ein menschliches Rühren . . .
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte.

„Reiterlied" (1798, aus „Wallensteins Lager"):

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

„Des Mädchens Klage" (1798, aus den „Piccolomini"):

Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet.

„Das Lied von der Glocke" (1799): Es ist schwer, bei diesem Gedicht, das zu den bekanntesten und volkstümlichsten des Dichters gehört, eine richtige Auswahl zu treffen. Wir zitieren daher nur solche Verse, die uns zweifellos echte geflügelte Worte scheinen:

Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben . . .
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort . . .
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt . . .
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe . . .
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit . . .
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang . . .
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei . . .
Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben . . .
(Doch) mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell . . .

Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt . . .
(Denn) das Auge des Gesetzes wacht . . .
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis . . .
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten . . .
Freiheit und Gleichheit hört man schallen . . .
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

„Der Antritt des neuen Jahrhunderts" (1801):

Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

„Das Mädchen von Orleans" (1801, Gedicht):

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn.

„An die Freunde" (1802):

Lieben Freunde, es gab schönre Zeiten . . .
Und der Lebende hat recht . . .
(Sehn wir doch das Große aller Zeiten)
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
(Sinnvoll still an uns vorübergehn.)

„Der Jüngling am Bache" (1803):

An der Quelle saß der Knabe . . .
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

„Der Graf von Habsburg" (1803):

V. 16: (Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War) die kaiserlose, die schreckliche Zeit . . .

„Der Alpenjäger" (1804):

Raum für alle hat die Erde,
Was verfolgst du meine Herde?

Gedichte aus der „Anthologie auf das Jahr 1783" (Bellermann, Band 9): „Männerwürde":

Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

(Phlegma ist der Wassergehalt, der beim Destillieren des Spiritus in dem Apparat zurückbleibt.)

Aus den Jugenddramen ist, wie schon bemerkt, nur wenig zu verzeichnen.

„Die Räuber" (1781): II, 3 sagt der Räuber Moor zu Spiegelberg:

„Ich kenne dich, Spiegelberg", und am Ende desselben Aktes sagt er: „Ich fühl' eine Armee in meiner Faust". Auch Spiegelbergs Wort „Spitzbubenklima" vom Graubündnerland ist häufig zitiert. Am bekanntesten ist aber Moors Schlußwort in dem Schauspiel: „Dem Mann kann geholfen werden!"

„Die Verschwörung des Fiesko zu Genua" (1783): I, 5, Gianettinos Ausruf:

„Donner und Doria!" Gar häufig wird des Mohren Schlußwort, III, 4, gehört: „Der Mohr hat seine Arbeit (irrtümlich sagt man Schuldigkeit) getan, der Mohr kann gehen!"

„Kabale und Liebe" (1784):

Der Titel dieses Schauspiels selbst wird häufig als geflügeltes Wort gehört. Ferner I, 1, des Musikus Miller kategorische Erklärung: „Ich heiße Miller." In der zweiten Szene sodann Millers Bezeichnung des Sekretärs Wurm als „konfiszierter Kerl", ein Ausdruck, den Schiller schon dem Mohren Muley Hassan beilegt. Weniger bekannt ist aber, was Büchmann noch zitiert: II, 2, des Kammerdieners Wort zur Lady Milford: „Legt's (die Diamanten) zu dem übrigen!"

V, 3: „Unglückseliges Flötenspiel", und V, 7: „Die Limonade ist matt wie deine Seele."

Den Übergang zu den klassischen Dramen bildet „Don Karlos" (1787):

Daraus ist eine Reihe von Zitaten geläufig, so gleich der Anfang:

Die schönen Tage in (nicht „von") Aranjuez
Sind nun zu Ende.

Ferner I, 1. V. 48:

Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen.

V. 304: Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens,
Von meinem Vater sprich mir nicht.

I, 4. V. 613: Große Seelen dulden still.

I, 5. V. 639: Ein Augenblick, gelebt im Paradiese,
Wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt.

I, 6. V. 867: Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin . . .

V. 870: Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
Hab' ich zu fürchten aufgehört.

V. 873: Der Knabe
Don Karl fängt an mir fürchterlich zu werden.

I, 9. V. 993: In des Worts verwegenster Bedeutung . . .

V. 1015: Arm in Arm mit dir,
So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.

II, 1 und 5. V. 1035 und 1390: In seines Nichts durchbohrendem Gefühle
(vielfach entstellt in:
In seinem nichts durchbohrenden Gefühle).

II, 2. V. 1149: Dreiundzwanzig Jahre,
Und nichts für die Unsterblichkeit getan.

II, 8. V. 1735: Mein Gehirn
Treibt öfters wunderbare Blasen auf.

III, 10. V. 2989: Stolz will ich (nicht: lieb' ich) den Spanier . . .

V. 3064: Ich kann nicht Fürstendiener sein . . .

V. 3078: Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif . . .

V. 3215: Geben Sie Gedankenfreiheit!

IV, 21. V. 4397: O Gott, das Leben ist doch schön!

V, Letzte Szene, Schlußwort: Kardinal, ich habe
Das Meinige getan. Tun Sie das Ihre!

Wallenstein I. Teil. „Wallensteins Lager" (1798):

Prolog, V. 41: Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze ...
V. 48: (Denn) wer den Besten seiner Zeit genug
Getan, der hat gelebt für alle Zeiten ...
V. 59: Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken ...
V. 102: Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte ...
V. 138: Ernst ist das Leben, heiter die Kunst.
6. Szene, V. 207 f.: Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt.
7. Sz., V. 434: Und wer's zum Korporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht.
V. 590: Aber wie soll man die Knechte loben?
Kömmt doch das Ärgernis von oben!
10. Sz., V. 657: (Laß sie gehen! sind Tiefenbacher)
Gevatter Schneider und Handschuhmacher!
11. Sz., V. 726: Aber, pflegt der Feldherr zu sagen,
Man muß immer das Ganze überschlagen.
V. 910: Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt.

II. Teil. „Die Piccolomini" (1799):

I, 1. V. 1: Spät kommt Ihr – doch Ihr kommt.
V. 528: Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr.
II, 6. V. 963: In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.
II, 7. V. 1235: Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain,

von Büchmann zitiert, ist doch wohl seltener; dagegen die Fortsetzung:

Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheit,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.

III, 3. V. 1486: Die Uhr schlägt keinem Glücklichen (Max).
III, 8. V. 1843: Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.

(Vgl. dazu W. Hauffs Erzählung: „Der Mann im Monde" oder „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme".)

III, 4. V. 1902: Es geht ein finsterer Geist durch unser Haus.
V, 1. V. 2454: Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
Daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären.

III. Teil. „Wallensteins Tod" (1799):

I, 4. V. 139: Wär's möglich? Könnt ich nicht mehr, wie ich wollte?
V. 147: . . . Beschloßne Sache war es nie.
V. 211: (Denn) aus Gemeinem ist der Mensch gemacht!
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
V, 5. V. 266: Ich hab' hier bloß ein Amt und keine Meinung
(Oberst Wrangel).
II, 2. V. 728: Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen,
Doch er ist gut, ist ein Geschick wie sie.
V. 779: Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide.
V. 788: Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.
II. 3. V. 897: Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.
V. 943: Es gibt keinen Zufall;
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.
II, 6. V. 1099: Dank vom Hause Österreich!
V. 1122: (Doch) einen Stachel gab Natur dem Wurm,
Den Willkür übermütig spielend tritt.
III, 9. V. 1681: Das war kein Heldenstück, Oktavio!
III, 10. V. 1743: Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen.
III, 13. V. 1813: Es ist der Geist, der sich den Körper baut.
III, 15. V. 1871: Daran erkenn' ich meine Pappenheimer.
IV, 8. V. 2907: So hoch gestellt ist keiner auf der Erde,
Daß ich mich selber neben ihm verachte.
IV, 11. V. 3113: Frei geht das Unglück durch die ganze Erde.
IV, 12. V. 3180: Das ist das Los des Schönen auf der Erde.
V, 5. V. 3677: Ich denke einen langen Schlaf zu tun.
V, 11. V. 3797: Des Menschen Engel ist die Zeit.

„Maria Stuart" (1800) bietet nur wenig geflügelte Worte:

III, 1. V. 2098: Eilende Wolken, Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
III, 4. V. 2425: . . . ich bin besser als mein Ruf.
III, 6. V. 2543: Der ist ein Rasender, der nicht das Glück
Festhält in unauflöslicher Umarmung.

IV, 6. V. 3015: Graf! dieser Mortimer starb Euch sehr gelegen.
V, letzte Szene, Schluß: Der Lord läßt sich
Entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich.

„Die Jungfrau von Orleans" (1801):

Prolog, 4. Szene, V. 383:
Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften . . .
V. 392: Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder.
I, 2. V. 484: Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!
I, 3. V. 596: Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?
I, 5. V. 844: Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
V. 847: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.
I, 10. V. 981: Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen!
V. 1102: Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden.
V. 1782: Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?
III, 2. V. 1917: Tag wird es auf die dickste Nacht, und kommt
Die Zeit, so reifen auch die spätsten Früchte.
III, 6. V. 2318: Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn!
Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.
(Talbot.)
V, 14. Schluß: Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude.

„Die Braut von Messina" (1803):

I, 1. V. 1: Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb.
V. 770: Ein jeder Wechsel schreckt den Glücklichen.
V. 866: Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen.
V. 1543: Die ist es oder keine sonst auf Erden! . . .
V. 1963: Was sind Hoffnungen, was Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem trüglichen Grunde?
V. 2307: Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!

V. 2590: Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.
Schlußworte: Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld.

„Wilhelm Tell" (1804):

I, 1. V. 139: Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.
V. 141: Vom sichern Port läßt sich gemächlich raten.
V. 160: Ich hab' getan, was ich nicht lassen konnte.
I, 2. V. 325: Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich!
I, 3. V. 423: Die schnellen Herrscher sind's, die kurz regieren.
II, 1. V. 923: Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft . . .
V. 953. Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge scheidet, andere Zeiten kommen,
Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht.
II, 2. V. 1449: Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr!
III, 1. V. 1482: Früh übt sich, was ein Meister werden will.
V. 1490: Dann erst genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs neu' erbeute.
III, 3. V. 1997: Und allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen.
V. 2086: Wer klug ist, lerne schweigen und gehorchen.
IV, 2. V. 2426: Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!
V. 2452: Seid einig — einig — einig —
IV, 3. V. 2561: Durch diese hohle Gasse muß er kommen.
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht.
V. 2567: Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen.
V. 2573: . . . in gärend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt.
V. 2597: Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.
V. 2610: Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet.
V. 2636: Ich laure auf ein edles Wild . . .
V. 2683: Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.
V. 2834: Rasch tritt der Tod den Menschen an . . .

„Demetrius“ (1805):

V. 462: Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen . . .
V. 468: Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen.

Schließlich mag auch noch daran erinnert werden, daß gar manche Schillerschen Gedichte zu Parodien und Travestien gedient haben und immer dienen werden. Wie viele Parodien gibt es nur zur Glocke und den bekanntesten Balladen! Auch darin dürfen wir ein gut Stück der Popularität Schillers erkennen: Gedichte, die nicht volkstümlich sind, werden nicht parodiert. Also wieder ein Beweis, daß unser Schiller im Volke lebt, so gerne ihn auch manche der „Modernen“ zum alten Eisen werfen möchten.



11. Kapitel.

Schiller-Literatur.

Die Literatur über Schiller hat allmählich einen großen Umfang angenommen. Im Jahre 1859, dem hundertjährigen Jubiläum von Schillers Geburt, erreichte sie ihren Höhepunkt. Dann trat ein gewisser Stillstand ein. In den siebziger Jahren aber erfolgte wieder ein neuer Aufschwung, der bis jetzt ununterbrochen angehalten hat.

Eine Hauptquelle für des Dichters Leben und Werke sind seine Briefe. Diese sind in neuester Zeit von Fritz Jonas in einer sorgfältigen kritischen Ausgabe (7 Bde., Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1892—1896) gesammelt worden. Nach Schillers eigenen Briefen sind die von seinen Eltern, Geschwistern, seiner Frau und seinen Freunden an ihn gerichteten von großer Bedeutung für die Biographie. Für die Jugendzeit kommen mehr die Briefe aus dem Vaterhause in Betracht, für die spätere Zeit die seiner Freunde Körner, Goethe, Wilhelm von Humboldt und Cotta. Erstere sind in dem Buche „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen" (Stuttgart, Cotta, 1859), die Briefe seiner Frau in den Werken „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" (3 Bde. Stuttgart, Cotta, 1860 und 1865) und „Schiller und Lotte" (herausgegeben von W. Fielitz, Cotta, 1896) gesammelt. Letztere, die Freundesbriefe, liegen ebenfalls in besonderen Ausgaben vor: Der „Briefwechsel mit Körner", herausgegeben von L. Geiger (Cotta), der mit Goethe in verschiedenen Ausgaben, der mit W. v. Humboldt, herausgegeben von Leitzmann (Cotta, 1900), der mit Cotta, herausgegeben von Vollmer (Cotta, 1876). Für die zehn letzten Lebensjahre sind auch Schillers Kalender (Stuttgart, Cotta, 1865, von Emilie von Schiller herausgegeben, und 1894, von Ernst Müller) eine wichtige Quelle.

Die ersten ausführlicheren Nachrichten von Schillers Leben lieferte im Jahre 1812 sein Freund Chr. G. Körner. Dann folgt die

umfangreichere Biographie von seiner Schwägerin Karoline von Wolzogen (Stuttgart, Cotta 1830). Zehn Jahre darauf lieferte der Dichter Gustav Schwab eine Darstellung des Lebens in drei Büchern (Stuttgart, Liesching, 1840). Schwabs Werk ist heute in vielem veraltet. Um dieselbe Zeit etwa erschien das geistvolle, noch immer brauchbare Werk von Karl Hoffmeister (Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang, 5 Bde., Stuttgart, P. Balz, 1838—1842).

Zu dem Jubiläumsjahr 1859 erschien eine Unzahl von Schiller-Schriften. Wir erwähnen nur zwei populäre Werke: die Biographien von Palleske, im Jahr 1886 von H. Fischer neu bearbeitet, und von Joh. Scherr (Schiller und seine Zeit).

Umfangreichere Werke mit reichen Abbildungen brachte erst die neuere Zeit: einen Anfang machte 1881 H. Düntzer, sein zuverlässiges Werk fand aber, weil es zu sehr von der Chronologie beherrscht ist, wenig Anklang; darauf folgte das schöne Buch von J. Wychgram, das seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1895 bereits in vierter Auflage vorliegt; endlich sei mein Buch erwähnt: Ernst Müller, Schiller. Intimes aus seinem Leben u. s. w. Berlin, 1905, A. Hofmann & Comp.

Rein wissenschaftliche Zwecke verfolgen die drei, leider noch nicht zu Ende geführten Biographien von R. Weltrich (Friedrich Schiller, Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke, I. Band, Stuttgart, Cotta, 1885—1899), Otto Brahm (Schiller, 2 Bde., Berlin, 1888—1892) und Jakob Minor (Schiller. Sein Leben und seine Werke. 2 Bde., Berlin, Weidmann, 1890).

In neuester Zeit ist zu diesen Werken noch das Buch von Otto Harnack (Schiller, Berlin, E. Hofmann, 1898, 2. Aufl. 1905) hinzugekommen, das Schiller als einen der „Geisteshelden" oder „führenden Geister" der Menschheit darstellt. Im Jahr 1900 erschienen meine Regesten (Ernst Müller, Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken, Leipzig, Voigtländer). Die neueste Schiller-Biographie (1905) hat Karl Berger zum Verfasser (München, Beck).

Unter den vollständigen Ausgaben der Werke ist als einzige rein wissenschaftliche und kritische die von Karl Gödeke und anderen Gelehrten in fünfzehn, bezw. sechzehn Bänden besorgte zu nennen

(Schillers sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe, Stuttgart, Cotta, 1867—1876). Auf das Jahr 1905 hat die Cottasche Buchhandlung eine neue kritische Ausgabe in 16 Bänden erscheinen lassen. Für den dramatischen Nachlaß des Dichters kommt die neue Ausgabe von Gustav Kettner (Schillers dramatischer Nachlaß. Nach den Handschriften herausgegeben. 2 Bde., Weimar, Böhlau, 1895) und für die Xenien die Ausgabe von Erich Schmidt und Bernhard Suphan (Xenien, 1796. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben, Weimar, Böhlau, 1893) jetzt in erster Linie in Betracht.

Wissenschaftliche, aber doch zugleich für weitere Kreise bestimmte Gesamtausgaben der Werke sind die in 16 Bänden von Boxberger und Maltzahn (Berlin, Hempel, 1868—1874) und die von Boxberger und Birlinger (Deutsche Nationalliteratur von J. Kürschner, 12 Bde.), endlich die Ausgabe von Ludwig Bellermann (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1895 ff. 14 Bde.).

Erläuterungen zu den poetischen und prosaischen Werken Schillers gibt es in Menge. Unsere Sammlung (Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht) umfaßt außer den Gedichten und Dramen auch die Briefe, philosophischen und historischen Schriften. Außer den Ausführungen in den größeren Biographien sind zu den Gedichten und Dramen noch die eingehenden Erläuterungen Heinrich Düntzers und O. Fricks zu nennen. Im einzelnen seien erwähnt für die Gedichte: die Erläuterungen von Viehoff, Leimbach, Jonas (1900, Jugendgedichte); für die Dramen: L. Bellermann (Schillers Dramen, 2 Bde.), Fielitz (Studien zu Schillers Dramen), Bulthaupt (Dramaturgie des Schauspiels I., 9. Aufl.), H. Unbescheid (Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre), Karl Weitbrecht (Schiller in seinen Dramen); für die Philosophie und Geschichte: Karl Tomaschek (Schiller in seinem Verhältnis zur Wissenschaft, 1862), Karl Twesten (unter demselben Titel wie Tomascheks Buch, 1863), Kuno Fischer (Schiller als Philosoph), Fr. Überweg (Schiller als Historiker und Philosoph), Otto Harnack (die klassische Ästhetik der Deutschen), Joh. Janssen (Schiller als Historiker), Ottokar Lorenz (Zum Gedächtnis von Schillers historischem Lehramt, 1889).

Weiterhin verdienen noch die Werke von Gustav Portig (Schiller in seinem Verhältnis zur Freundschaft und Liebe, 1894) und Julius Burggraf (Schillers Frauengestalten, 1897) besondere Beachtung. Noch mag erwähnt sein, daß die jährlichen Erscheinungen der Schiller-Literatur stets verzeichnet und gewürdigt werden von Max Koch (in den Berichten des „Freien deutschen Hochstifts" in Frankfurt a. M. bis 1903), Hermann Unbescheid (in der Zeitschrift für deutschen Unterricht von Lyon), Albert Leitzmann (in der Zeitschrift für Literaturgeschichte „Euphorion") und endlich von A. Köster und später von Ernst Müller (in den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte).



Das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.

Inhalt.

I. Teil.

Biographisches.

II. Teil.

Literargeschichtliches.

Abbildungen.

